Rezensionen

Berner Heimatschutz: Akzent Baukultur: Köniz.
Bern: Berner Heimatschutz 2012. 124 S. ISSN 1664-6843.

Tobler, Konrad / Uldry, Dominique: Planung in der Agglomeration: Architektur in Köniz 1990–2015: Eine Dokumentation.
Bern: Stämpfli Verlag 2013. 160 S. ISBN 978-3-7272-1358-8.

Die Vergabe des Wakkerpreises an die Gemeinde Köniz im Jahre 2012 führte nicht nur zu einer hohen Anzahl von Veranstaltungen, Führungen sowie einem grossen Fest, sondern brachte auch eine Reihe von Publikationen hervor, mit welcher die verantwortlichen Politiker sowie Publizisten, Historiker, Archäologen, Denkmalschützer, Architekten und Raumplaner in ihrer Art und Weise einen Akzent zu setzen versuchten. Den Anfang machte eine Publikation des Berner Heimatschutzes, mit welcher gleichzeitig unter der Bezeichnung «Akzent Baukultur» eine neue Reihe begründet werden soll. Die Ausführungen über den Sinn und Zweck der Publikation finden sich im abschliessenden Nachwort und Dank der Herausgeberschaft aus der Feder von Dorothée Schindler-Zürcher, der Präsidentin des Berner Heimatschutzes. Darin macht sie deutlich, dass weder «Wissenschaftlichkeit noch Vollständigkeit» das Ziel waren, sondern dass es vor allem darum ging, «in verschiedenen kürzeren Beiträgen […] die vorbildliche Siedlungsentwicklung, die klare Abgrenzung zwischen Siedlungsgebiet und Kulturlandschaft, die auf Koexistenz aufbauende Verkehrsplanung sowie die Bewahrung der Ortsteile» zu thematisieren. «[I]m weitesten Sinne [soll der] an Baukultur interessierten Öffentlichkeit eine Gemeinde [vorgestellt werden], deren Besuch sich lohnt, wo Hingucken Spass macht und Unbekanntes entdeckt werden kann» (S. 118). Eine historische Einordnung der bestehenden Baukultur ist also nur teilweise oder gar nicht gefragt. Vielmehr sollen von interessierter Seite gesetzte Akzente möglichst ins richtige Licht gerückt werden.

In etlichen Teilen beider an dieser Stelle besprochenen Werke hat die Geschichte daher eine klare Funktion. Sie dient nämlich nicht als Grundlage dessen, was geworden ist, sondern bildet die Negativfolie, um die «Verdienste» der Gegenwart (und bei Politikerinnen und Politikern der eigenen Amtszeiten) herauszustreichen. Besonders deutlich wird dies im Abschnitt über die Planung von *Akzent Baukultur* sowie im Schlusswort von Gemeinderätin Katrin Sedlmayer. Die historische Entwicklung wird hier kaum thematisiert, im Vordergrund steht für die Autorinnen und Autoren vielmehr die Richtigkeit der getroffenen Entscheidungen. Neben in diesem Sinn zu kritisierenden Beiträgen gibt es in *Akzent Baukultur* auch eine ganze Reihe von solchen, die der Geschichte von Köniz und deren Baukultur doch erheblich Platz einräumen. Dazu

source: https://doi.org/10.57694/984 | downloaded: 12.10.2024

gehört der sehr interessante Beitrag zum Spiegeldörfli von Martin Fröhlich und Manfred Leibundgut, der allerdings nicht mit den ihm unmittelbar vorangehenden Ausführungen von Ueli Läderach verknüpft wird. Das liegt vielleicht auch daran, dass Letzterer – ähnlich wie auch seine Kollegin Veronika Niederhäuser von der Rykart Architekten AG – gerne in allgemeinen Formulierungen schwelgt, ohne konkret zu sagen, was er unter den vom ihm für gutes Bauen als konstitutiv bezeichneten Begriffen wie Verantwortung, Respekt, Charakter und Dauerhaftigkeit zu verstehen gedenkt. Ähnlich wenig verknüpft wie die Beiträge von Fröhlich und Leibundgut ist bedauerlicherweise auch der ansonsten durchaus spannende Beitrag von Elisabeth Schneeberger zum Umbau eines Einfamilien-Reihenhauses auf dem Alten Sprengergut in Wabern. Viel Wert auf die Geschichte legen hingegen die am Anfang der Publikation stehenden Beiträge von Armand Baeriswyl und Christian Lüthi. Beide sind nur kurz, aber sehr gelungen. Baeriswyl gibt einen kurzen Abriss über die Geschichte vor dem Ende der Alten Eidgenossenschaft und präsentiert dabei auch interessante Erkenntnisse aus den von ihm mitbetreuten Analysen der Bauphasen des Schlossareals in Köniz. Das ist zwar nicht neu, aber für das Publikum, an welches sich die Publikation richten soll, doch sehr interessant. Lüthi thematisiert die Entwicklung der grössten Agglomerationsgemeinde der Schweiz. Darin verweist er auch darauf, dass der untere Teil der Gemeinde baulich und gesellschaftlich zu einem Stadtteil von Bern wurde, ein Aspekt, der vom Autor aber nicht weiter ausgeführt werden kann. In einigen anderen Beiträgen, so mit Blick auf die gemeinsame Planung im Raum Weissenstein/Neumatt oder im Beitrag von Jan Remund, wird das Thema kurz wieder aufgegriffen, aber leider nicht vertieft. Gerade hier bestünde Potenzial, um das Verhältnis der Stadt Bern zu ihren Vororten – und dies nicht nur beschränkt auf Köniz – historisch genauer zu untersuchen, als es dies die bisherigen Einzelstudien tun. Das gilt auch gerade für den Wandel der Verkehrsplanung, den Lüthi schon anspricht und mit welchem sich die beiden interessanten Beiträge von Rudolf Käser und Marco Rupp beschäftigen. Besonders spannend sind auch die drei Einzelbeiträge von Jean-Pierre Anderegg zur Erhaltung des Weilers Mengestorf, wo erfolgreich für den Schutz des Kulturlandes und der Lebensgrundlage der Landwirtschaft gekämpft wurde, von Heinrich Christoph Affolter zum Bauernhaus Grossgschneit, einem Hof mit herrschaftlicher Architektur, sowie von Ursula Schneeberger zum Bauerngut Riedburg, wo einige Zeit patrizisches Leben und dann wieder die Bedürfnisse der Landwirtschaft bestimmend waren. Alle drei Beiträge bilden eine gute Mischung von historischer Kontextualisierung und bestehender Baukultur.

Die an Teilen von *Akzent Baukultur* geäusserte Kritik muss auch und in noch weit stärkerem Ausmass an der zweiten hier besprochenen Publikation geübt werden.

Sie trägt den Titel *Planung in der Agglomeration: Architektur in Köniz 1990–2015* und wurde im Auftrag der Gemeinde Köniz vom Kulturjournalisten Konrad Tobler sowie dem Fotografen Dominique Uldry herausgegeben. Auf dem Hintergrund von Planungsrichtlinien der Gemeinde werden wichtige städtebauliche und architektonische Entwicklungsschwerpunkte vorgestellt, von welchen einige noch im Planungsstadium waren. Themen sind das Gemeindehaus, welches Konrad Tobler in *Akzent Baukultur* ohne jeglichen Verweis auf die dahintersteckende Debatte einfach als Stadthaus bezeichnet, das neue Ortszentrum, das Dreispitzareal, das ehemals von der Eidgenössischen Landwirtschaftlichen Versuchsanstalt genutzt wurde, neue Quartiere wie Weissenstein/Neumatt, das Carna-Areal, die Überbauungen in Niederwangen und im Bächtelenacker sowie Bauten auf und am Gurten.

Gleich zu Beginn macht der frühere Gemeindepräsident Luc Mentha klar, dass dieses Buch ein «grosses Dankeschön an Investoren und Eigentümerinnen, Planer und Architektinnen» sein soll und dass « ‹Best Practice› als wegweisendes Konzept für eine Architektur, bei der die Lebensqualität auch für kommende Generationen im Zentrum» stehen soll (S. 8f.). Die Geschichte geht hier fast komplett vergessen. Es zählt primär, «Architektonisches von hoher Qualität zu erstellen» (S. 8), ohne dass genauer bestimmt wird, was darunter zu verstehen ist. Mit Blick auf die Vergangenheit wird primär gewertet. Es werden Begriffe wie «schnelles Wachstum», «beliebiger Siedlungsbrei» oder «gesichtslose Orte» verwendet (ebd.). Eine Reflexion dessen, was damit impliziert wird, fehlt allerdings. Geschichte wird hier nur mehr zur Legitimierung politischer und persönlicher Überzeugungen benutzt.

Wenn also *Akzent Baukultur* einen gemischten Eindruck hinterlässt, so kommt die Publikation *Planung in der Agglomeration* wie ein Herold von Behörden und Architekten daher. Das ist auch nicht erstaunlich, denn als Quellen werden primär die verschiedenen Elemente der Homepages der Gemeinde und der beteiligten Architekturbüros verwendet. Es wird fast ausschliesslich der Sicht der Behörden und der beteiligten Fachexperten Raum gewährt. Wer mit den entsprechenden Planungen nicht einverstanden war oder alternative Konzeptionen vertrat, kommt kaum zu Wort. Kritik ist in dieser Publikation nicht erwünscht, ja ihr wird teilweise sogar herablassend und verständnislos begegnet, während das eigene Wirken als «Ausdruck einer gepflegten, ausgefeilten Planungs- und Wettbewerbskultur» (S. 15) gefeiert wird. Der Publikation geht es darum, «das Bewusstsein und die Reflexion über Planung und Architektur in der Agglomeration [zu schärfen]» (S. 11), und dies mit einer ganz bestimmten Zielrichtung. Die historische Rückblende auf die Jahre 1950 bis 1990 dient einerseits als Negativfolie für die Gegenwart und andererseits als Hinweis auf Vorläufer der jetzt gelingenden Planung. Als Instrument kommunalen oder privaten Marketings mag das

Buch auch dank der schönen Fotos von Dominique Uldry die Ziele seiner Auftraggeber erfüllen, als Analyse oder auch nur Präsentation baukultureller Aspekte in Köniz kann es dagegen nicht dienen. Etwas mehr kritische Distanz gegenüber Auftraggebern und Untersuchungsobjekten hätte dem Werk gut angestanden.

Daniel Marc Segesser, Wabern

Bloch, René / Picard, Jacques (Hrsg.): Wie über Wolken. Jüdische Lebens- und Denkwelten in Stadt und Region Bern, 1200–2000.

Schriftenreihe des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds. Zürich: Chronos 2014. 527 S. ISBN 978-3-0340-1219-5.

Die Texte der 25 Autoren und Autorinnen sind sehr unterschiedlich, sowohl was die Länge als auch und vor allem was die Qualität angeht.

Der erste Teil – mit *Mittelalterliche Spuren* betitelt – erzählt die Geschichte der Juden vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert. Hervorgehoben werden kann hier der Text von Oliva Franz-Klauser über die 30 hebräischen Handschriften in der Berner Burgerbibliothek. Urkundlich bezeugt sind die Juden in Bern seit den 1250er-Jahren. Es muss damals eine blühende jüdische Gemeinde mit einem «Judenhaus» und eigenem Friedhof gegeben haben. Schon 1294 kam es in Bern als Folge von Stadtbränden und Kriegsschulden zu einer Ritualmordbeschuldigung. Die Juden mussten die Stadt verlassen, zudem 1500 Mark Silber Busse zahlen und dazu noch allen Bürgern ihre Pfänder zurückgeben. Ende des 13. Jahrhunderts lebten wieder einige wenige Juden in Bern. Im Zug der Pest 1347/48 war Bern eine der ersten Städte des Reiches, die ihre kleine jüdische Gemeinde ausrottete. Nach der Vertreibung dauerte es rund 25 Jahre, bis wieder Juden in Bern leben durften, weil die Stadt Geld benötigte. 1404 vertrieb Bern die Juden ein drittes Mal. Nach einem verheerenden Stadtbrand nahm die Stadt wiederum einige ausgewählte jüdische Familien auf, die dann 1427 endgültig vertrieben wurden. Bis 1800 traten in Bern nur noch vereinzelte jüdische Marktfahrer und Hausierer auf.

Im zweiten Teil *Gründerzeit* werden die Schwierigkeiten der Juden gezeigt, sich in Bern niederzulassen. Erst nach 1874 wuchs die jüdische Gemeinde Berns beständig bis auf rund 1000 Personen, dies vor allem durch Zuwanderung jüdischer Flüchtlinge und Studenten aus Russland.

Das folgende Grosskapitel *Geisteswelten* befasst sich mit dem wichtigen Einfluss der Berner Universität auf das jüdische Bern. Da die Universität keinen Taufzwang hatte, strömten zahlreiche jüdische Gelehrte vor allem aus Deutschland in die Stadt. Viele

dieser Professoren waren bekannte Mediziner, denen Studenten aus Deutschland und Osteuropa folgten. Nicht an der Universität, sondern im eidgenössischen Patentamt arbeitete von 1902 bis 1909 Albert Einstein. Zwischen 1881 und dem Ersten Weltkrieg verliessen etwa zwei Millionen Juden aufgrund des zunehmenden wirtschaftlichen Drucks und der Pogrome Russland. Einige kamen auch in die Schweiz, wo es in fast allen grösseren Städten ostjüdische Gemeinschaften gab. Zu den politisch Aktiven gehörten die sogenannten «Bundisten», also Angehörige des Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbundes, der 1897 in Vilnius gegründet worden war. In der Schweiz gab es mehrere bundistische Zirkel, deren Zentralbüro sich in Bern befand. Einer ihrer Anführer, David Machlin, wurde 1906 als vermeintlicher Anarchist und Bombenleger in Bern verhaftet und ausgewiesen.

Das vierte Hauptkapitel *Hilfe, Ohnmacht, Gedenken* behandelt die Zeit vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zum Ende des Zweiten. Der Haupttext ist im Verhältnis zu den politischen und wirtschaftlichen Ereignissen in jener Zeit eher kurz. Der Autor Patrick Kury behandelt den Rückgang der Anzahl der russischen Studenten und die restriktive antisemitische Fremdenpolitik der Schweiz, die sich vor dem Zweiten Weltkrieg hauptsächlich gegen Ostjuden richtete. Weiter kommen die Vorreiterrolle der Israelitischen Kultusgemeinde Bern gegen den Antisemitismus zur Sprache sowie insbesondere der Berner Prozess gegen die *Protokolle der Weisen von Zion*. In diesem Zusammenhang ist auch der kurze Text über Georges Brunschvig zu erwähnen. Ausführlicher behandelt der Autor das Berner Hilfscomité, dessen Leiter Walter Bloch gute Beziehungen zu Heinrich Rothmund hatte. Der Autor erwähnt aber leider mit keinem Wort die Tätigkeit des Berner Hilfswerks für Emigrantenkinder (BHEK) oder diejenige des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks (SAH), deren Bestände im Schweizerischen Bundesarchiv resp. im Schweizerischen Sozialarchiv gut zugänglich sind. Weiter behandelt der Autor ausführlich das Schicksal der Flüchtlinge Céline und Simon Zagiel, während er die vielen unbekannten Flüchtlinge an der bernisch-französischen Grenze kaum erwähnt.

Im fünften und letzten Teil *Auf dem Weg in die Gegenwart* behandeln mehrere Autoren die Nachkriegszeit, in der auch die Einheitsgemeinde gebildet wurde. Der Weg zur öffentlich-rechtlichen Anerkennung der jüdischen Gemeinden Bern und Biel verlief harzig. Ein erster Gesetzesentwurf scheiterte 1990 an der Urne, da die stärkste Partei Berns, die SVP und ihre rechtsextremen Partner, die Nein-Parole herausgaben – wie übrigens in anderen Kantonen auch. 1997 wurde das *Gesetz über die jüdischen Gemeinden* erlassen, welches den Rahmen für die Kooperation der Behörden mit der jüdischen Gemeinde regelt. Die Besoldung der Rabbiner konnte indirekt durch die drei Landeskirchen sichergestellt werden, die auf die entsprechenden Stellenprozente beim

eigenen Personal verzichteten. Auch wenn die finanzielle Unterstützung der jüdischen Gemeinde durch die Landeskirchen und den Kanton freiwillig erfolgte, ist sie doch ein markantes Zeichen der Toleranz.

Als wenig konsequent stellt sich das Personenregister heraus. Gewisse Autorinnen wie die kürzlich verstorbene Hanna Zweig werden aufgeführt, nicht aber Erika Luce; Pierre Bourdieu wurde ins Register aufgenommen, der im gleichen Satz erwähnte Stefan Mächler nicht. Paul Dreyfus-de Gunzberg fehlt, während die im gleichen Satz aufgeführte Getrud Kurz und Bundesrat Eduard von Steiger notiert werden. Warum fehlt überhaupt ein Quellen- und Literaturverzeichnis, in der alle zitierten Autoren und Werke aufgeführt sind? Ebenfalls unvollständig ist das Abkürzungsverzeichnis; so fehlen zum Beispiel das Bundesarchiv (BAR) und der Verband Schweizerischer Jüdischer Flüchtlingshilfen/Fürsorgen (VSJF).

Annette Brunschwig, Küsnacht

Burgerbibliothek Bern (Hrsg.): Der Berner Fotopionier Jean Moeglé. Berge, Hotels und Salons (Passepartout 5).
Bern: Stämpfli 2012. 128 S. ISBN 978-3-7272-1231-4.

An einem frühen Morgen im April 1939 radelte der Thuner Geschäftsmann Werner Krebser am Haus des kurz zuvor verstorbenen Fotografen Jean Moeglé vorbei und sah, wie Arbeiter gerade mit der Räumung des Archivs beschäftigt waren. Gerade rechtzeitig konnte Krebser einschreiten und die vollständige Vernichtung des Nachlasses verhindern. Ihm und seinem Sohn, Markus Krebser, ist zu verdanken, dass das fotografische Werk von Jean Moeglé (1853–1938) erhalten ist. Von ursprünglich 100 000 Glasnegativen konnte Krebser 40 000 Exemplare retten, da aber viele beschädigt waren, reduzierte sich der Moeglé-Nachlass schliesslich auf 4000 Glasnegative. Jahrzehntelang beschäftigten Inventarisierung, Zuordnung und Recherche die beiden Fotografie-Begeisterten. In vier zwischen 1980 und 1996 erschienenen Fotobänden machte Markus Krebser die Fotografien der Öffentlichkeit zugänglich. Er war es auch, der die Burgerbibliothek Bern für die fachgerechte Konservierung der Sammlung Moeglé gewinnen konnte.

Erstmals rückt die Burgerbibliothek Bern mit dieser Publikation in ihrer Reihe *Passepartout* historische Fotografien in den Fokus. Alte Fotografien strahlen eine besondere Faszination aus und sind zugleich schwieriger zu entschlüsseln als schriftliche Archivalien, so die Direktorin der herausgebenden Institution im Vorwort. Es sind – vermeintlich objektive – historische Zeugnisse und zugleich haben sie eine

künstlerische Anmutung. Der präsentierte Fotograf Jean Moeglé war ein präziser Dokumentarist und feinfühliger Gesellschaftsfotograf. Seine Tätigkeit war klar kommerziell orientiert, und obwohl er sein Handwerk meisterlich beherrschte, pflegte er keine freie (Kunst-)Fotografie im modernen Sinne. Allerdings war es ihm wichtig, zur technischen Weiterentwicklung dieses jungen Mediums beizutragen. So experimentierte er bereits 1901 mit der Herstellung von Farbnegativen, von denen zwei im Buch wiedergegeben sind. Von hoher Kunstfertigkeit zeugt sein Umgang mit Licht: Sowohl in Innenräumen als auch bei Aussenaufnahmen wusste er mit schwierigen Lichtverhältnissen umzugehen. Mal ist es die aussergewöhnliche Feinheit, Lebendigkeit oder Tiefe der Bilder, die fasziniert, mal ist es das Motiv – wie beispielsweise ein Jäger mit zwei «tanzenden» Gämsen. Dank der Sammlung Moeglé können wir uns ein Bild der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und landschaftlichen Entwicklung von Thun im ausgehenden 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts machen.

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert: Der erste Abschnitt widmet sich in fünf Kapiteln dem Kontext, in dem die Fotos entstanden sind. Informationen zu Leben und Werk von Jean Moeglé werden gefolgt von Hintergrundinformationen zum Nachlass, in dem die Sammler Krebser zu Wort kommen. Weitere Ausführungen behandeln die Entwicklung der Bildproduktion im Berner Oberland und Charakteristika der fotografischen Sammlung der Burgerbibliothek Bern. Schlaglichtartig beleuchtet das Kapitel zur Tourismusgeschichte Themen wie das Hotelwesen, die Eroberung des Hochgebirges, den aufkommenden Wintersport und Verkehrsmittel zwischen dem ausgehenden 18. Jahrhundert bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der dem blühenden Tourismus auf seinem Höhepunkt vorläufig jäh ein Ende setzte. Sie helfen dem heutigen Betrachter beim Lesen und Einordnen der historischen Aufnahmen und machen belebte und unbelebte Ansichten von Hotelräumen oder Fotos von Wintersportlern plastischer. Die Hauptrolle bestreitet der Bildteil: Abgedruckt sind rund 60 direkt ab Glasnegativ digitalisierte Fotografien. Die Wirkungsfelder und Motive von Jean Moeglé waren vielseitig: Tourismus, Hotelwesen, Menschen bei der Arbeit, Porträts von Privatpersonen, Familienfotos, Stadtansichten von Thun, Industrie, Schulklassen und Vereine, Bergsportler, Landschaftsaufnahmen etc. Die Fotografien sind grob thematisch gegliedert und nach ästhetischen Kriterien angeordnet. So bilden sie interessante Kontraste und treten aufgrund ihrer Bildkomposition oder des Motivs in einen spannungsreichen Dialog. Die Reproduktion vor mattgrauem Hintergrund hebt die Schwarzweissfotografien hervor, von denen zahlreiche vollständig mit Rand und zusätzlichen Informationen wie Negativnummer wiedergegeben sind. Im Sommer 2012 lockte die Moeglé-Ausstellung in eineinhalb Monaten 3700 Personen ins Kornhausforum. Umso erfreulicher ist es, dass mit diesem sehr ansprechend gestalteten und sorgfältig recherchierten Buch

eine eigentliche «Ausstellung zum Mitnehmen» erschienen ist, die sowohl historisch als auch Fotografie-Interessierte zu begeistern vermag.

Aline Minder, New York

Eichenberger, Ernst: Köniz und die Wasserversorgung der Stadt Bern. Ein Essay über die historische Abhängigkeit der Stadt von der Vorortsgemeinde Köniz.

Schliern: Selbstverlag 2011. 118 S. ISBN 978-3-9523247-3-8.

In seiner Publikation arbeitet Ernst Eichenberger die historische Bedeutung der Wasservorkommen auf dem Boden der heutigen Gemeinde Köniz für die Stadt Bern auf. Detailliert beschreibt er, wo sich die Quellen der Bachläufe befanden, wie das Wasser seit dem ausgehenden Mittelalter in die Stadt gelangte und wie es dort verwendet wurde. Im ersten Drittel der Publikation befasst er sich vor allem mit dem Stadtbach, dem Sulgenbach, der Gurtenleitung und der Könizleitung. Kurz geht er auch auf das Brunnhaus in der Brunnmatte ein, wo ein aus dem Stadtbach abgeleiteter Kanal die Energie lieferte, um Grundwasser in die höher gelegene Brunnstube zu pumpen, von wo aus es in die Stadt floss. Interessant sind die Abschnitte, die sich mit den Rechtsstreitigkeiten rund um die Wassernutzung befassen. Zum Beispiel stritten sich schon seit dem 14. Jahrhundert Müller und andere Wasserwerkbesitzer mit der Komturei des Deutschordens Köniz um die Nutzung des Sulgenbachs. Auch die Nutzung des Stadtbachs gab Anlass zu Rechtshändeln. Die Stadt betrachtete den Stadtbach samt seinen Zuflüssen als ihr Eigentum und berief sich auch noch im 19. Jahrhundert auf ihr Gewohnheitsrecht. Doch mit der Einführung des Zivilrechts musste eine formelle Regelung gefunden werden. Zwischen 1907 und 1926 wurden die Besitzverhältnisse in langwierigen Vergleichsverhandlungen mit den Stadtbachanstössern der Gemeinden Köniz und Bümpliz geklärt.

Als die Bevölkerung der Stadt Bern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rasch zunahm, reichte die herkömmliche Wasserversorgung nicht mehr aus. Der Aufbau der modernen Berner Wasserversorgung ist Thema des zweiten Teils der Publikation. Ernst Eichenberger beschränkt sich dabei auf die Quellfassungen und die Wasserleitungen südwestlich der Stadt, die ins Reservoir Könizberg flossen – und teilweise immer noch fliessen. Der Autor beschreibt die ersten Pläne zu einer Hochdruckwasserversorgung, die eine private Aktiengesellschaft ab 1863 erarbeitete. Anschliessend befasst er sich eingehend mit den tatsächlich realisierten Quellfassungen im Gebiet von Gasel (1868), Schliern (1896) und Scherlibach (1874) sowie mit der Erschliessung der weiter von der Stadt entfernten südlichen Quellgebiete Aeckenmatt und Schwarzenburg (1890–1895).

Im Zusammenhang mit der Mengestorfleitung, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Johann Brunschwyler zur Wasserversorgung von Bümpliz gebaut wurde, weist Ernst Eichenberger auf die Bedeutung dieses Unternehmers und seiner Firma für den Ausbau der Berner Wasserversorgung hin. Am Beispiel Gasel und der Quellfassungen im Einzugsgebiet des Scherlibachs zeigt er zudem auf, dass es auch hier zu Rechtsstreitigkeiten zwischen der Stadt Bern und Grundstückeigentümern kam, weil Mühlebetreibern nicht mehr genügend Restwasser zur Verfügung stand. Der Autor beschreibt allerdings auch, dass Quellfassungen und Wasserleitungen mancherorts sumpfige Gebiete entwässerten und damit die Qualität des Bodens verbesserten.

Die vorliegende Publikation behandelt vielfältige Aspekte der Wasserversorgung der Stadt Bern und die Bedeutung, welche der Gemeinde Köniz in dieser Beziehung zukam. Dank der sorgfältigen Aufarbeitung der Fakten ist das Werk eine gute Informationsquelle. Es ist etwas schade, dass Ernst Eichenberger auf ein Fazit verzichtet, in welchem er nochmals zusammenfassend die wichtigsten Elemente hätte herausstreichen können. So bleibt es der Leserin und dem Leser überlassen, die historischen Fakten zu werten und in einen grösseren Zusammenhang zu stellen.

Anna Bähler, Bern

Emch, Urs: Die Berner Nydeggbrücke. Geschichte einer bautechnischen Pionierleistung. Mit Beiträgen von Jörg Amport, Christine Bläuer, Hans Rudolf von Dach, Emil Erne, Daniel Flückiger, Christian Kissling, Toni Labhart, Dieter Schnell, Heinz Schürer, Hans Stadler-Planzer.

Bern / Stuttgart / Wien: Haupt Verlag 2013. 200 S. ISBN 978-3-258-07745-1.

Die Nydeggbrücke (erbaut 1840–1845) war die erste Hochbrücke Berns und sie ist auch die erste, der eine wissenschaftliche Monografie gewidmet wird. Sie wurde vom ETH-Bauingenieur Urs Emch verfasst, der 1976–2006 in Bern ein eigenes Ingenieurbüro führte. Emch ist sicher der beste Kenner der Nydeggbrücke, sein Büro war u. a. spezialisiert auf die Renovation von Steinbrücken (Nydeggbrücke, Alte Schwarzwasserbrücke, Scherlibachbrücke). Unter Zuzug von hochkarätigen Fachleuten als Koautoren entstand durch vorbildliche interdisziplinäre Zusammenarbeit eine faszinierende Brückengeschichte, die weit über die Baugeschichte hinaus in die politische Geschichte der Zeit hineinleuchtet und beispielsweise auch einen substanziellen Beitrag zur Verkehrsgeschichte Berns im 19. Jahrhundert leistet.

Der Aaregraben war in alten Zeiten politisch-militärisch Berns Segen, bis heute ist er verkehrstechnisch Berns Fluch. Erst seit ca. 1250 ersetzte an der Spitze der Aare-

halbinsel eine hölzerne Brücke die Fähre. Sie wurde 1491 durch die heutige Untertorbrücke ersetzt. Seither schwitzten Fussgänger, Fuhrleute und Pferde an den Steigungen vom Aareniveau gegen die Oberstadt resp. gegen das Galgenfeld. Es nützte nichts, die steile Haspelgasse durch den Alten Aargauerstalden und diesen 1758 durch den heutigen Aargauerstalden zu ersetzen. Die Steigung blieb. Nur eine Hochbrücke konnte Abhilfe schaffen. Schon 1779 reichte deshalb Architekt Niklaus Sprüngli das Projekt einer doppelstöckigen Untertorbrücke ein. 20 Häuser an der unteren Gerechtigkeitsgasse und die Nydeggkirche wollte er dafür opfern.

Um 1820 nimmt der Verkehr, bedingt durch die anlaufende Industrialisierung, massiv zu, sodass wieder über eine Hochbrücke nachgedacht wird. Der Altschultheiss Karl Anton von Lerber und der Bauingenieur Albrecht von Sinner ergreifen die Initiative. Zwischen 1829 und 1835 führen sie an der Untertorbrücke Verkehrszählungen durch, evaluieren Brückenstandorte. Das Richtige wäre eine Kornhausbrücke. Doch die würde die untere Altstadt, wo die meisten Patrizier ihre Wohnsitze haben, vom Verkehr abschneiden. Klar ist, dass die neue Brücke von Privaten gebaut und durch die zu erhebenden Brückenzölle finanziert werden soll. Also wird eine Aktiengesellschaft gegründet. Nun beginnt eine hektische Diskussion um verschiedene Varianten einer Nydeggbrücke, welche der Autor Urs Emch akribisch erforscht und dokumentiert hat. Schliesslich muss der Grosse Rat die Konzession erteilen. Zu reden gibt die Frage, ob auch Kinder, Arme, Krankentransporte und der öffentliche Verkehr für das Benutzen der Brücken einen Zoll zu entrichten haben. Nach internationaler Ausschreibung (wie modern!) wird der Auftrag dem Urner Unternehmer und Bauingenieur Karl Emanuel Müller anvertraut. Ihm widmet der Koautor Hans Stadler-Planzer (S. 84–86) eine informative Monografie.

Müller baute die Brücke zwischen 1840 und 1844. Sie stellt eine bautechnische Pionierleistung dar. Mit ihrer Bogenspannweite (Mittelbogen) von 46 m gehört sie zu den bedeutendsten Naturstein-Bogenbrücken der Welt. Erst nach 140 Jahren wurde eine Renovation fällig (abgeschlossen 1991), die fast ausschliesslich Verwitterungsschäden betraf. (Moderne Autobahnbrücken müssen in der Regel nach wenigen Jahrzehnten totalsaniert werden.) Die Nydeggbrücke wurde für Fussgänger und Pferdefuhrwerke gebaut, heute trägt sie problemlos 40-Tonnen-Camions.

Die vierjährige Baugeschichte wird von Urs Emch exakt und eindrücklich dargestellt. Das Erfahrungswissen der Brückenbauer stand bis ins 19. Jahrhundert über den theoretischen Kenntnissen. Es existierte ein enormes Wissen über Konstruktionsarten, Abmessungen, Baustoffe, Baumethoden, Vermessung und so weiter. Bei jedem Bauwerk stellen sich andere Probleme.

Bei der neuen Nydeggbrücke stellte sich die Frage, wie sie zu fundamentieren sei. In welcher Tiefe liegt die tragfähige Sandsteinschicht? Die Sondierlöcher (bis 12 m) werden damals noch mit Pickel und Schaufel gegraben, nicht mit dem Bagger. Der Baugrund ist instabil (was die Erbauer des Bärenparks im 21. Jahrhundert eigentlich aus dem Bau der Nydeggbrücke hätten lernen können), die Aare führt Hochwasser und flutet die Baugruben für die beiden Pfeiler des Lehrgerüsts, beim Graben der Fundamente für die Stützmauer rechts der Aare kommen Särge aus dem ehemaligen Klösterlifriedhof zum Vorschein, die Kegelbahn der Klösterliwirtschaft wird beschädigt, die Wassertemperatur der Aare beträgt im Winter fünf Grad. Woher ist ein Mörtel für Bauteile unter Wasser zu bekommen, der unter Wasser aushärtet? Zement im heutigen Sinn stand damals noch nicht zur Verfügung. Die Stützmauern bei der Nydeggkirche sind nach Hinterfüllen mit Schüttmaterial dem Druck nicht gewachsen. Es braucht zusätzliche Strebepfeiler. Kurz, die Probleme häufen sich und die Kosten laufen davon.

Ein weiteres Problem ist die Beschaffung des Steinmaterials für die Brücke. Jurakalk, Sandstein oder Granit? Woher kommen die Quader? Es gibt noch kein Eisenbahnnetz. Der Geologe Toni Labhart beleuchtet diesen Fragenkomplex (S. 139–144). Wer hätte gedacht, dass in der Nydeggbrücke sechs Gesteinssorten verbaut wurden (dazu Eichenpfähle, Beton und Schüttmaterial)? Es wurden rund 27 000 m^3 Festgestein verbaut, davon 20 000 m^3 Berner Sandstein, was 75% der Baumasse entspricht. 15% sind Kalksteine und 10% Granit, aus dem die Balustraden der Brückenfahrbahn bestehen. Er wurde von Findlingen gewonnen, was Transportkosten sparte.

Karl Emanuel Müller meisterte diese enormen Schwierigkeiten souverän, und die Brücke ist ein eindrückliches Beispiel damaliger Ingenieurskunst. Trotzdem: Das Bauwerk wurde zur falschen Zeit am falschen Ort erbaut. Die hinderlichen Höhendifferenzen zwischen Theaterplatz, Aareniveau und dem Plateau des Galgenfeldes wurden zwar verkleinert, aber nicht zum Verschwinden gebracht. Die Zolleinnahmen genügten nicht, um das Unternehmen im finanziellen Gleichgewicht zu halten (die Untertorbrücke blieb ja als Ausweichmöglichkeit bestehen), und mit der Bundesverfassung von 1848 kam das Ende der Binnenzölle in der Schweiz. Die Zukunft gehörte den Hochbrücken aus Stahl. Sie ermöglichten das rasante Wachstum der Stadt über den Aaregraben.

Das Werk ist reich illustriert mit zeitgenössischen Ansichten, Plänen, Reproduktionen von Dokumenten, Fotografien und Grafiken. Besonders erwähnenswert sind die 20 ganzseitigen und farbigen Fotografien der heutigen Nydeggbrücke, die eine Grafikklasse der Schule für Gestaltung Basel beigesteuert hat. Sehr schön sind auch die Titelseiten der einzelnen Kapitel, die jeweils auf braunrotem Grund in Weiss eine Brückenansicht,

die Reproduktion eines Dokuments oder eines Planes zeigen. So erfüllt der Band auch in ästhetischer Hinsicht höchste Ansprüche.

Am Schluss bleibt eine Frage: Wann und durch wen bekommen die andern Berner Brücken ähnliche meisterhafte Monografien, wie wir sie von der Nydeggbrücke haben?

Christoph Zürcher, Bern

Feuz, Patrick (Hrsg.): Kronleuchter vor der Jungfrau. Mürren – eine Tourismusgeschichte. Mit Beiträgen von Patrick Feuz, Roland Flückiger-Seiler, Sarah Nowotny und Daniel Di Falco.
Baden: Hier und Jetzt 2014. 240 S. ISBN 978-3-03919-310-3.

Die von Patrick Feuz herausgegebene Tourismusgeschichte des Dorfes Mürren beschreibt die Entwicklung Mürrens zwischen dem 18. und 21. Jahrhundert. Der Fokus liegt auf der touristischen Entwicklung, sodass die Hotels und Bahnen oft in den Vordergrund treten. Trotzdem ist das Buch keine Infrastrukturgeschichte, denn die Zusammensetzung, Vorlieben, Verhaltensweisen, Tätigkeiten und Ideen der Touristen werden ebenso wie – etwas weniger explizit – das Leben der Dorfbewohner und -bewohnerinnen erläutert.

Der chronologische Aufbau wird von zwei Spezialkapiteln durchbrochen. Einerseits kontextualisiert Roland Flückiger-Seiler die architektonischen Aspekte der Mürrener Hotels, anderseits zeigt Daniel Di Falco, wie Mürren für die Touristen auf Stichen, Bildern, Postkarten, Broschüren und Plakaten dargestellt wurde. Diese beiden Spezialkapitel ermöglichen einen Blick von aussen, der die in den beiden chronologischen Kapiteln mehrheitlich evozierte Innensicht kontrastiert. Diese Innensicht beruht auf reichhaltigem Quellenmaterial – Interviews mit Einheimischen, Publikationen des Verkehrsvereins und der Mürrenbahn bzw. der Schilthornbahn, publizierten Reiseerfahrungen der ersten Touristen und Touristinnen, lokalhistorischen Abhandlungen und Talchroniken. Erstaunlicherweise sind diese Quellen aber nicht in Fuss- oder Endnoten angegeben, sondern in einer kommentierten Bibliografie zusammengefasst.

Ohne sie explizit zu benennen, veranschaulicht das Buch die Erkenntnisse und Thesen aus der Tourismusgeschichte. Antoniettis These, dass der Tourismus anfänglich eine Industrie von Fremden für Fremde war,[1] wird durch die Erfahrung Mürrens bestätigt. Als auch einige Mürrener Hotels bauten oder übernahmen, verheirateten sie sich «übers Kreuz» mit andern Schweizer Hotelier-Dynastien wie beispielsweise der Familie Müller aus Gersau, die auch auf der Rigi, einem der touristisch bekanntesten Berge der Schweiz zu dieser Zeit, Hotels besass. Neben der elektrischen Beleuchtung, die von den Hoteliers pionierhaft zur Unterhaltung der Touristen und Touristinnen installiert wird,

gehört auch die Kommerzialisierung der Alpen und die Bewirtschaftung der Berge zum tourismushistorischen Kanon. Während das Schilthorn vergleichsweise früh zur Touristenattraktion aufstieg – 1864 gab es bereits einen gut angelegten Pfad, auf dem die Touristen auf Pferden befördert werden konnten –, erfuhr Mürren in seiner Entwicklung bekannte tourismushistorische Phänomene: Widerstand aus der Heimatschutzbewegung beim Bau der 1891 eröffneten Mürrenbahn und der 1967 eröffneten Schilthornbahn, eine holprige Einführung der Wintersaison im Jahre 1909, einen wider Erwarten grossen inländischen Gästestrom im Zweiten Weltkrieg, Finanzierungsprobleme beim Bau der Schilthornbahn in den 1960er-Jahren und das Entstehen der Ferienwohnungen und Chalets in den 1950/60er-Jahren, die sich wegen der hohen Infrastrukturkosten (Wasser, Strom, Kehricht) und der kalten Betten allerdings als zweischneidig erweisen. Bemerkenswert ist, dass Mürren stets autofrei blieb und diese Eigenschaft stets positiv deutete – auch in den autofreundlichen 1960er-Jahren! Der Parkraum in Lauterbrunnen wird vom Mürrener Kurdirektor allerdings schon mal als «unterentwickelt» beklagt (S. 201).

Als Veranschaulichung der schweizerischen Tourismusgeschichte könnte man diese Mürrener Tourismusgeschichte also bezeichnen, die nicht mit Bildern, Exkursen und lebensprallen Schilderungen geizt. Auch wenn der vom Soziologen Urry festgestellte, von der Tourismusgeschichte jedoch überholte «tourist gaze» (touristischer Blick) als theoretische Grundlage für Di Falcos Beitrag dient, vermittelt das Buch die Entwicklung Mürrens zur heute bekannten Tourismusdestination auf der Höhe des heutigen tourismushistorischen Wissensstandes. Angesichts der Fülle an Hoteliers, Bahn-Initiatoren, Finanzleuten, berühmten Gästen und Kurdirektoren wäre eine grafische oder tabellarische Übersicht über die wichtigsten Personen hilfreich gewesen. Die Exkurse sowie die gehaltvollen Bildlegenden, die eine Kürzest-Lektüre «den Bildern entlang» ohne inhaltliche Fehlleitung ermöglichen, machen diese kleine Lücke allerdings teilweise wett. Dank seiner ausgesprochen hohen Lesbarkeit kann dieses Buch interessierte Laien ansprechen. Aber auch Fachhistoriker und -historikerinnen finden viele gut gewählte und hervorragend kommentierte Bilder und eine umfassend aufgearbeitete Geschichte eines schweizerischen Tourismusortes, auf die man dank relativ kurzer Kapitel einfach zurückgreifen kann.

Anna Amacher Hoppler, Luzern

[1] Antonietti, Thomas: Bauern. Bergführer. Hoteliers. Fremdenverkehr und Bauernkultur. Zermatt und Aletsch 1850–1950. Baden 2000, 52, 58, 128, 130. Siehe auch: Barton, Susan: Healthy living in the Alps: the origins of winter tourism in Switzerland, 1860–1914, Manchester 2008, 42.

Flückiger Strebel, Erika; Schiedt, Hans-Ulrich: Die Strassengeschichte des Kantons Bern vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart.
Bern: Via Storia 2011. ISBN 978-3-9523914-0-2.

Uttendoppler, Kurt: 100 Jahre Tiefbauamt des Kantons Bern 1912–2012. Eine Chronik zur Entwicklung des Strassen- und Wasserbaus im Kanton Bern.
Bern: Tiefbauamt des Kantons Bern 2012. 86 S.

Verkehr und Mobilität sind für den Alltag in unserer Gesellschaft prägend. In der schweizerischen Geschichtswissenschaft erhält dieses Thema erst seit zwanzig Jahren etwas mehr Aufmerksamkeit. Zum 100-Jahre-Jubiläum des Tiefbauamts des Kantons Bern 2012 hat sich das Tiefbauamt für zwei Publikationen entschieden: Eine Geschichte des Tiefbauamts, geschrieben durch einen geschichtlich interessierten Mitarbeiter (Kurt Uttendoppler), und eine umfassende Strassengeschichte des Kantons Bern vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart, geschrieben durch eine Historikerin und einen Historiker (Erika Flückiger Strebel und Hans-Ulrich Schiedt, Via Storia, Zentrum für Verkehrsgeschichte). Die inhaltliche Abgrenzung ist allerdings fliessend, weil einerseits Uttendoppler weit ins 19. Jahrhundert zurückblickt und sich andererseits Flückiger Strebel und Schiedt hauptsächlich auf Bestände des Staatsarchivs abstützen, d.h. auf Quellen des Tiefbauamts und seiner Vorgänger.

Flückiger Strebel und Schiedt unterscheiden in einem ersten inhaltlichen Kapitel zwölf Phasen der bernischen Strassengeschichte von 1742 bis 2008. Darauf behandeln sie die Geschichte der Berner Strassen von 1742 bis 1831, die Neuorganisation des Strassenwesens nach 1830 und die Entwicklung des bernischen Strassenbaus im 19. Jahrhundert in Zahlen. Darauf folgt ein Kapitel über den Strassenbau bis zum Ersten Weltkrieg, in dem die technische Entwicklung im Mittelpunkt steht: Hilfsmittel wie Dampfwalzen, Steinbrecher und die ersten Teerungen veränderten den Strassenbau, auch wenn er harte Arbeit blieb. Es folgt ein Kapitel über die Fahrzeugbestände und Strassenausgaben im 20. Jahrhundert und eines über die Zwischenkriegszeit, in dem die Organisation des Tiefbauamts, die autogerechte Strasse und die Finanzierung des Strassenbaus behandelt werden. Im letzten Kapitel über die Nachkriegszeit geht es schliesslich um den Hauptstrassen- und Autobahnbau im Zeitalter der Massenmotorisierung und um verkehrsplanerische Leitbilder bis hin zur «umweltpolitischen Wende» ab den 1970er-Jahren.

Uttendoppler behandelt den Tiefbau und die Bauverwaltung im 19. Jahrhundert, den Strassenbau im 20./21. Jahrhundert, die Autobahn-Ära, den Unterhalt der Kantonsstrassen und Wasserbauten, die Ausbildung des Personals vom frühen 19. Jahrhundert bis heute, die Herausforderungen des «heimlichen Riesen» Wasserbau, die organisatorische Entwicklung des Tiefbauamts und die Zusammensetzung, die Arbeits- und Anstellungssituation des Personals.

Flückiger Strebel und Schiedt fassen die wichtigsten Entwicklungen im bernischen Strassenbau – Verwaltung, Finanzierung, Technik, Arbeitsbedingungen, Verkehr – in 270 Jahren auf 100 Seiten kompetent zusammen und ergänzen den bestehenden Forschungsstand vielerorts mit eigenen Quellenanalysen. Uttendoppler gelingt es, eigene Erfahrungen mit solider Literatur- und Quellenauswertung zu verbinden. Beide Titel überzeugen besonders durch die vielfältige Form der ausgewählten Quellen: Texte, Karten, technische und künstlerische Zeichnungen, Artefakte und schliesslich viele treffende Fotografien vermitteln ein anschauliches Bild des Strassenbaus und der Strassenverwaltung in den letzten drei Jahrhunderten.

Zwei Kritikpunkte, von denen der erste auch als Desiderat aufgefasst werden kann:

1. Die Strassen und Wege auf Gemeindeebene bleiben auch nach dieser Strassengeschichte des Kantons Bern unerforscht, obwohl selbst heute noch über 90 Prozent der bernischen Strassen im Gemeindeeigentum sind.[1]
2. Der Begriff der «umweltpolitischen Wende» scheint mir für den Verkehr etwas hoch gegriffen. Das liegt nicht am Tiefbauamt, das mit dem «Berner Modell» zweifellos neue Wege eingeschlagen hat, sondern am Umfeld. Der Verbrauch fossiler Treibstoffe wächst in der Schweiz nämlich nach wie vor[2] und bis jetzt (13. Februar 2015) ist keine Trendwende absehbar.

Diese Bemerkungen ändern nichts am positiven Gesamtfazit über die beiden vorgestellten Titel: Wer sich für die bernische Strassengeschichte interessiert, dem sei die Publikation von Flückiger Strebel und Schiedt für den Einstieg und teilweise auch weiterführende Informationen wärmstens empfohlen. Und wer sich mit der bernischen Strassenverwaltung im 20. Jahrhundert auseinandersetzt, der oder die sollte der Arbeit von Uttendoppler Beachtung schenken.

Daniel Flückiger, Mönthal

1 Tiefbauamt des Kantons Bern, Jahresbericht 2013. Bern 2013, 17.
2 Bundesamt für Energie, Überblick über den Energieverbrauch der Schweiz im Jahr 2013. Bern 2014, 8.

Gerber-Visser, Gerrendina; Moser, Andreas (éd.):
Statistique de la Neuveville au lac de Bienne, Canton de Berne par Jacob Georges Tschiffeli (1773–1843) maître-bourgeois. Préface de André Bandelier.
Porrentruy: Société Jurassienne d'Emulation 2012. 204 S.
ISBN 978-2-940043-51-4.

Der Band verdankt seine Entstehung zunächst dem 700-Jahre-Jubiläum von Neuenstadt. Er ist aber auch sozusagen eine Frucht des an der Universität Bern bis 2014 gelaufenen Forschungsprojektes *Nützliche Wissenschaft, Naturaneignung und Politik. Die Oekonomische Gesellschaft Bern im europäischen Kontext,* zu dem die Hauptherausgeberin Gerrendina Gerber-Visser einen gewichtigen Beitrag geleistet hat mit ihrer 2012 erschienen Dissertation *Die Ressourcen des Landes – Der ökonomisch-patriotische Blick in den Topographischen Beschreibungen der Oekonomischen Gesellschaft Bern (1759–1855).*

Die *Statistique de la Neuveville* gehört zu den 48 regionalen historisch-topographischen Monografien, welche im Auftrag der Oekonomischen Gesellschaft Bern zwischen 1759 und 1855 erstellt wurden. Moderne wissenschaftliche Publikationen gibt es nur zwei. 1984 erschien die Beschreibung des Amtes Laupen (1779) von Rudolf Holzer, mustergültig und den Massstab setzend herausgegeben von Hans A. Michel. Und nun liegt als zweite wissenschaftlich edierte Monografie vor der hier besprochene Band. Die *Statistique de la Neuveville* und die *Histoire et statistique de l'ancien Evéché de Bâle* von Charles Ferdinand Morel (1813, moderne Edition 1959) sind die einzigen französisch verfassten und gedruckten grossen Arbeiten im Corpus der «Topographien» der Oekonomischen Gesellschaft. Da lag es nahe, dass die Société Jurassienne d'Emulation als Herausgeberin zeichnete, das Entstehen des Werks mit einem Beirat begleitete und es in ihre Reihe *Rouge et Noir* aufnahm. Dass die herausgeberische Arbeit durch zwei Fachkräfte aus dem alten Kantonsteil erfolgte und dass die Finanzierung nicht nur durch die Einwohnergemeinde La Neuveville, die Loterie Romande und den Kanton Bern, sondern auch durch Burger- und Einwohnergemeinde Bern und die Stiftung Ursula Wirz sichergestellt wurde, das wäre wohl vor 30 Jahren noch nicht möglich gewesen: ein Signal dafür, dass der Jurakonflikt seine einstige Virulenz verloren hat.

Der Band beginnt mit einem Vorwort von André Bandelier (Universität Neuenburg), das die politischen Wirren, in die Neuenstadt zwischen 1790 und 1915 geraten war, präzis zusammenfasst: von der Autonomie im Fürstbistum Basel über die Zuge-

hörigkeit zu Frankreich mit einem Zwischenspiel österreichischer Besetzung bis zum Übergang an Bern mit der Unterstellung unter die Landvogtei Erlach.

Die Einleitung befasst sich zunächst mit dem Autor: Jacob Georges Chiffelle wurde in Neuenstadt geboren, studierte Theologie und leitete ein Jugendinternat, bis er 1811 vom Präfekten des Département Haut-Rhin zum Maire von Neuenstadt ernannt wurde. Er behielt dieses Amt auch nach dem Abzug der Franzosen. Als vom Generalgouverneur des ehemaligen Fürstbistums Basel eingesetzter Statthalter von La Neuveville war er Mitunterzeichner der Vereinigungsurkunde des Jura mit dem Kanton Bern. 1822 bis 1832 war er Bürgermeister. 1825 reichte er die *Statistique* der Oekonomischen Gesellschaft ein, die ihm dafür einen Preis verlieh. Als Richter am bernischen Appellationsgericht, Grossrat und Ehrenburger der Stadt Bern germanisierte er seinen Namen in «Tschiffeli».

Es folgt ein kurzer Abriss der Geschichte der Oekonomischen Gesellschaft Bern und der von ihr angeregten topographischen und statistischen Beschreibungen bernischer Landvogteien/Ämter und Kirchspiele. Eine Beschreibung des Manuskripts und der herausgeberischen Eingriffe schliesst die Einleitung ab.

Die *Statistique* gliedert sich in sechs «cahiers» im Quartformat mit je eigener Paginierung. Das erste Heft beschreibt die Topographie (Bodenbeschaffenheit, Klima, See, Strassennetz), das zweite die Bevölkerung (Sitten, Sprache, Handel und Handwerk, Behörden und Verwaltung), das dritte und das vierte handeln von der Geschichte Neuenstadts, das fünfte und das sechste von der Landwirtschaft, die in Neuenstadt gleichzusetzen ist mit dem dominierenden Weinbau. Der Autor hält sich im Grossen und Ganzen an das Programm oder Frageschema, das die Oekonomische Gesellschaft 1824 für die Abfassung dieser Topographien vorgegeben hatte (anvisiert wurde ja eine flächendeckende Beschreibung des Kantons Bern, sodass sichergestellt werden musste, dass alle Arbeiten gleich aufgebaut waren). Tschiffeli behandelt allerdings das Schema frei und setzt die ihm gut scheinenden Schwerpunkte, zum Beispiel eben den Weinbau. Er zieht die ihm zur Verfügung stehenden Quellen und die Literatur über Neuenstadt umsichtig heran und erweist sich als scharfer Beobachter mit einem abgeklärten Urteil. Ein Beispiel möge genügen. Zum Gesundheitszustand der Bevölkerung meint er lakonisch: «Peu de personnes ont le moyen d'être malades imaginaires. Par le même motif d'une louable économie on ne va aux bains que pour cause de maladie réelle.» (S. 72) Die *Statistique* gehört zu den detailreichsten, am besten recherchierten und sorgfältigsten Topographien der Oekonomischen Gesellschaft, ist flüssig geschrieben, unterhaltsam und mit viel Gewinn zu lesen.

Eine ganz besondere Qualität dieser gediegenen Edition ist die Bebilderung, auf welche die Herausgeber grosse Sorgfalt verwendet haben. Es ist ihnen gelungen, mit

über 40 zeitgenössischen Abbildungen (zur Stadt, zu einzelnen Bauten, zum Weinbau, zum Münzwesen usw.), die aus Archiven und Museen zusammengetragen wurden, den Inhalt der *Statistique* aufs Schönste zu visualisieren. In den Text eingeschoben sind ebenfalls Tabellen zum Münzwesen und zu Mass und Gewicht sowie eine Liste der Fürstbischöfe.

Die Anmerkungen sind verdienstlicherweise nicht am Schluss des Bandes in einem Anmerkungsteil zusammengefasst, sondern stehen dort, wo etwas zu erklären ist, was die Lektüre angenehmer und das Hin-und-her-Blättern überflüssig macht. Auf längere Exkurse zur Geschichte Neuenstadts wird richtigerweise verzichtet.

Das Quellen- und Literaturverzeichnis ist sehr umfangreich. Was besonders hervorzuheben ist: Die Herausgeber haben sich die Mühe gemacht, die von Tschiffeli in der *Statistique* verwendeten Quellen- und Literaturangaben beizubringen und nachzuprüfen.

Christoph Zürcher, Bern

Gross, Jean-Daniel (Hrsg.): Denkmalpflege in der Stadt Bern. Vierjahresbericht 2009–2012.

Zürich: Chronos 2013. 397 S. ISBN 978-3-0340-1192-1.

Das eingerüstete Berner Münster ist für viele ein vertrauter Anblick. Es ist wohl das bekannteste, aber längst nicht das einzige Gebäude der Stadt, das sich hin und wieder Renovationsarbeiten unterziehen muss. Weitere Baudenkmäler, die zwischen 2009 und 2012 grössere oder kleinere bauliche Eingriffe erfahren haben, stellt der achte Vierjahresbericht der städtischen Denkmalpflege vor.

Im Berichtsteil präsentieren Jean-Daniel Gross, Roland Flückiger, Jürg Keller und Markus Waber 45 sanierte Baudenkmäler, Regula Hug zwei Abrisse. Jedem Bericht sind die Nummern der zum jeweiligen Objekt gehörenden Farbfotografien aus dem Bildteil im Anhang vorangestellt, ebenso Angaben zur Lokalisierung der Baudenkmäler auf den Luftaufnahmen, die das Buch einleiten. Eine oder mehrere Schwarz-Weiss-Fotografien, manchmal auch ältere Ansichten oder Pläne des sanierten Objekts begleiten die Texte, die einen Überblick über die Bauzeit, die Besitzergeschichte, die älteren Eingriffe sowie die jüngsten von der Denkmalpflege betreuten Arbeiten geben. Während der Berichtsteil die Baudenkmäler nach Stadtquartieren zusammenfasst, ist der Bildteil nach Strassennamen alphabetisch geordnet.

Die beschriebenen Sanierungen bilden einen Querschnitt durch das denkmalpflegerische Wirken. Dieses umfasste im erwähnten Zeitraum nicht nur die Sandsteinbauten des UNESCO-Weltkulturerbes, sondern unter anderem auch eine Plakatsäule, eine

ehemalige Fabrikhalle, eine Orgel und eine Tramhaltestelle. Aus dieser Fülle an Objekten seien zwei Beispiele herausgegriffen. An der Junkerngasse 59 wurde der barocke Terrassengarten des Von-Wattenwyl-Hauses wiederhergestellt. Der Garten, der sich über sechs Terrassen bis ins Mattequartier erstreckt, war letztmals 1957 saniert worden. Der mittlere Teil war in der Zwischenzeit verwildert. Die Denkmalpfleger sichteten altes Plan- und Bildmaterial, das reichlich vorhanden war, weil die Südansicht Berns von Malern und Fotografen gerne abgebildet wurde. Aus den Plänen liess sich der Zustand kurz nach 1700 jedoch nicht rekonstruieren, zu verschieden waren die Angaben. Man einigte sich schliesslich darauf, dass hinzugekommene oder veränderte Elemente beibehalten und fehlende Teile nach dem Originalentwurf ergänzt werden sollten. So wurden beispielsweise die Platanen aus dem frühen 20. Jahrhundert auf der obersten Terrasse stehen gelassen, der Rasen jedoch als barockes Rechteck wiederhergestellt. Die Zwischenstufe unterhalb der Hauptplattform wurde wiedereingeführt und die achsensymmetrische Wegführung rekonstruiert. Heute wachsen im Garten wieder Gemüse, Blumen und Obstbäume.

In der Länggasse wurden die 1864 gebauten Arbeiterhäuser an der Mittelstrasse 15 bis 21 saniert. Um in den Häusern 17 bis 21 günstigen Wohnraum für Familien zu schaffen, wurden die alten Wohnungen ohne Bad und mit Toilette im Treppenhaus den heutigen Platzbedürfnissen und Wohnstandards angepasst: Durch die Verbindung von je zwei Zweizimmerwohnungen pro Etage und die Aufhebung der einen Küche zugunsten eines Bads entstanden mehrere Vierzimmerwohnungen. Die äussere Erscheinung der Häuser erfuhr mit der Errichtung von Balkonen auf der Gartenseite eine wesentliche Änderung. Erhalten blieben dagegen die zeituntypische horizontale Bretterschalung an den Treppenhaus- und Abortvorbauten sowie das Waschhaus im Hof. Die renovierten Häuser mit der Caffè Bar Sattler und der Gelateria di Berna in Haus 15 tragen heute zusammen mit der Verkehrsberuhigung viel zur Belebung der Mittelstrasse bei.

Die Autoren unterstreichen wiederholt, wie sehr das Gelingen der Bauvorhaben von einer guten Zusammenarbeit zwischen Bauherrschaft, Denkmalpflege, Architekten und den übrigen Fachleuten – je nach Objekt unter anderen auch Kunstschmiede, Glasmaler, Kunstschlosser, Schreiner, Ofenbauer, Gerüstbauer, Bildhauer, Restauratoren oder der Archäologische Dienst – abhängt. Für alle Beteiligten besteht die eigentliche Herausforderung darin, die Objekte unter Wahrung der historischen Bausubstanz einer modernen Nutzung anzupassen. Dabei unterliegen die Arbeiten verschiedenen gesetzlichen und finanziellen Auflagen. So müssen die Bauten nach der Sanierung beispielsweise nicht nur den neuesten Sicherheitsstandards entsprechen, sondern auch behindertengerechte Zugänge aufweisen und energieeffizient sein.

Der sorgfältig lektorierte Vierjahresbericht liest sich gut und ist grundsätzlich auch für Laien verständlich. Gewisse Fachbegriffe werden aber beim Leser als bekannt vorausgesetzt und nicht erklärt. Wer also wie die Rezensentin nicht weiss, was eine Hourisdecke oder ein Doppelmuldenfalzziegel ist, muss zum Lexikon greifen. Im Hinblick auf die kommenden Vierjahresberichte wäre daher ein kleines Glossar im Anhang wünschenswert. Für Nicht-Fachleute ist zudem nicht immer nachvollziehbar, warum die Denkmalpfleger nachträglich ein- oder angebaute Gebäudeteile bald als störend, bald als «angenehmen Kontrast» (S. 248) bezeichnen.

Besonders gut gelungen sind die Farbfotografien, die eigentlich ein noch grosszügigeres Format verdient hätten. Sie gewähren dem Leser einen Einblick in die Innenräume privater Gebäude, die ihm üblicherweise verborgen bleiben. Das Buch ermuntert einen, sich auf einen realen Rundgang durch die Stadt Bern zu begeben, von einem Baudenkmal zum anderen zu spazieren, mit dem Vierjahresbericht als Stadtführer in der Hand. Dagegen spricht eigentlich nur sein nicht zu vernachlässigendes Gewicht.

Andrea Schüpbach, Puidoux

Grünig Martin; Felber Christine (Koord. und Red.): Die Pfahlbauer. Am Wasser und über die Alpen.

Bern: Archäologischer Dienst des Kantons Bern 2013. 144 S.
ISBN 978-3-907663-42-4.

Im Zusammenhang mit der grossen Ausstellung im Bernischen Historischen Museum 2014 *Die Pfahlbauer – am Wasser und über die Alpen* veröffentlichte der Archäologische Dienst des Kantons Bern ein Buch unter dem gleichen Namen. Es handelt sich aber nicht um einen Ausstellungskatalog, sondern um eine Publikation, die wesentliche Elemente der Ausstellung aufgreift und weiterentwickelt. Neben den klassischen Themen der Pfahlbauten geht die Schrift auch auf die neuen Funde in den Alpen ein und berichtet über die Erkenntnisse und Fragestellungen der modernen Archäologie.

Die einzelnen Beiträge der Publikation lassen sich in vier Gruppen einteilen: Eine erste Gruppe befasst sich mit allgemeinen Aspekten der Archäologie. Daniel Gutscher und Albert Hafner machen auf neue Aspekte der archäologischen Forschung aufmerksam: Durch die Anerkennung als UNESCO-Welterbe haben die schweizerischen Pfahlbauten in der Öffentlichkeit an Prestige gewonnen; gleichzeitig stellen sich aber auch neue konservatorische Probleme. Die Geschichte der Disziplin wird im Beitrag von Jürgen Fischer aufgenommen. Im Zentrum dieser Darstellung steht die Pfahlbauromantik des 19. Jahrhunderts. Das Thema des Beitrags von Johanna Klügel zur

Konservierung von archäologischen Funden ist insofern in einer Publikation bedeutsam, als dass es einen Blick über die Vitrinen des Museums hinaus erlaubt und auf die wichtigen Arbeiten im Hintergrund aufmerksam macht. Armand Baeriswyl informiert unter dem Titel *Wie funktioniert die Archäologie?* über die technischen Hilfsmittel und naturwissenschaftliche Methoden wie die Radiokarbondatierung und die Dendrochronologie, aber auch über die Strategien bei Ausgrabungen.

Eine zweite Gruppe von Beiträgen befasst sich konkret mit einzelnen Fundstellen. Im Beitrag von Albert Hafner stehen die Pfahlbauten an den Seen und in Mooren im Vordergrund. Neben einem kurzen Exkurs zur Fundgeschichte informiert der Autor vor allem über die Fundorte am Bielersee und die Entwicklung der Interpretation.

Derselbe Autor berichtet in einem anderen Beitrag über die frühbronzezeitlichen Gräber der unteren Thunerseeregion. Mit einer Fundkarte und Fotografien von gefundenen Objekten gibt der Autor auch hier einen interessanten ersten Einblick in die noch wenig bekannte Archäologie des Alpenraumes. Daran schliesst sich das Kapitel über die Funde am Schnidejoch an, ebenfalls von Albert Hafner. Die Fundübersicht aus verschiedenen Epochen vermittelt wiederum einen sehr anschaulichen Einblick in den kulturellen Wandel im Mikrokosmos des Schnidejochs und veranschaulicht die rege Nutzung der Alpen und der Alpenpässe über die Jahrtausende.

In einer dritten Gruppe lassen sich Texte subsumieren, die einen Überblick zum aktuellen Forschungsstand zu den Entwicklungen des Neolithikums und der frühen Bronzezeit vermitteln. In *Das Leben am See – Wirtschaft, Haus, Handwerk, Verkehr, Austausch* von Peter J. Suter geht es um die materielle Kultur der Menschen dieser Zeit. Mit viel Dokumentationsmaterial, Grafiken und kurzen Texten wird die Neolithische Revolution eindrücklich und lebendig dargestellt. Schliesslich verweist der Autor auf die Funde, die der Jagd und der Fischerei zuzuordnen sind. Neben den Vergleichen von älteren und neueren wissenschaftlichen Theorien berichtet Peter J. Suter auch über Werkzeuge, Hausbau und über die ersten Metallgegenstände aus Kupfer und Bronze. Erwähnenswert ist zudem ein Beitrag, der die Bedeutung der Pfahlbauer für die schweizerische Geschichtsschreibung und die nationale Identität des 19. Jahrhunderts kritisch aufarbeitet.

Unter dem Titel *Fundgeschichten* werden im Schlussbeitrag einzelne herausragende Funde näher beschrieben und abgebildet, so eine Tonschüssel, ein Brot, ein Korb, ein Bogenfutteral, ein Teil einer Lederhose, Steinbeile, Schuhe, Schmuck und ein Einbaum.

Neben einem gut verständlichen Text weist der Band zahlreiche Illustrationen auf. Ikonografisch sind hier folgende Kategorien zu unterscheiden: Die romantische Historienmalerei des 19. Jahrhunderts finden wir in verschiedenen Beiträgen, so etwa

von Jean-Baptiste Arnout (1830), Auguste Bachelin (1867), Albert Anker (1873, 1886) und Hippolyte Coutau (1896). Im Text hätte man sich eine vertiefte Auseinandersetzung mit dieser Bildgattung gewünscht. Eine andere Kategorie umfasst moderne Rekonstruktionszeichnungen, so die Dorfanlage von Sutz-Lattrigen, Südufer Bielersee, Konstruktionstypen von Häusern, Alltagsleben usw. Verschiedene Karten verweisen auf die Zusammenhänge mit Erscheinungen in Europa und im Mittelmeerraum. Der Band betreibt weder räumlich noch zeitlich eine bernische Nabelschau: Im Kapitel 9 unternimmt Martin Grünig unter dem Titel *Wo in der Geschichte stehen die Pfahlbauer?* den gelungenen Versuch, die Pfahlbauer in einen gesamthistorischen Zusammenhang von langer Dauer zu stellen.

Sowohl der aktuelle bernische Lehrplan als auch der *Lehrplan 21* verweisen auf die Archäologie und ihre Bedeutung für die Schule, insbesondere die Primarschulstufe, wobei hierfür das Verständnis für die Fragestellungen und Arbeitsweisen von Archäologinnen und Archäologen wichtig ist. In einem kurzen Abschnitt informieren die Autoren des Bandes über die Entwicklung des Pfahlbauerbildes in der Schule zwischen 1867 und heute. Eine Fundgrube für Lehrpersonen sind die zahlreichen Informationen zur Alltagsgeschichte, insbesondere zur Technikentwicklung, zu Bauen und Wohnen, zum Getreideanbau. Sie sind didaktisch von grosser Bedeutung, da sie eine Verknüpfung mit der Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler in den grundlegenden Fragen wie Nahrungserwerb, Unterkunft, Mobilität und Handel ermöglichen. Für Lehrpersonen vermittelt die Publikation des Archäologischen Dienstes zwar nicht fertige Unterrichtspräparationen, aber eine Fülle von Informationen und Anregungen sowie von anschaulichen Bildern, Grafiken und Karten.

Anne-Seline Moser, Bern / Daniel V. Moser-Léchot, Bern

Hafner, Urs: Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt.

Baden: Hier und Jetzt 2011. 208 S. ISBN 978-3-03919-218-2.

Das Thema des Aufwachsens ausserhalb der eigenen Familie findet in der Schweiz seit der Aufarbeitung der Geschichte fremdplatzierter und verdingter Kinder breitere Aufmerksamkeit. In den Untersuchungen standen oft die Unterbringung in Ersatzfamilien sowie die umstrittenen gesetzlichen Regelungen des Pflegekinderwesens im Fokus. Daneben rückte die Heimplatzierung in den Hintergrund. Eine umfassende Geschichte des Kinderheims der Schweiz war bis 2011 ein Forschungsdesiderat. Nun liegt erstmals ein Gesamtüberblick über die Schweizerische Heimgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart vor. Urs Hafner merkt einleitend an, dass eine Geschichte

der Kinderheime und Jugendanstalten ein grosses Defizit in Kauf nehmen müsse; die überlieferten Quellen geben fast ausschliesslich die Sicht jener Personen wieder, die ein Interesse hatten, ein positives Bild zu vermitteln: Anstaltsleiter, Heimerzieher, Vorstände. Quellen von Kindern oder von Eltern sind bis ins 20. Jahrhundert kaum überliefert. Sorgfältig umkreist Hafner sein Thema, indem er Heimordnungen, Gründungsstatuten, Insassenlisten, Aufzeichnungen des Heimleiters, Speise- und Unterrichtspläne als Quellen befragt und so den Alltag beleuchtet.

Die Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt ist chronologisch aufgebaut und setzt ein mit den mittelalterlichen Stiftungen einflussreicher Adliger, die sich durch die Gründung von Klöstern und Spitälern im Diesseits einen günstigen Platz im Jenseits sicherten. Hafner bettet die Entwicklung der Institution in die jeweiligen kulturhistorischen Vorstellungen davon ein, was ein Kind sei und welche Position es habe. Im Spital des Mittelalters befanden sich nicht nur Kranke und Sterbende, sondern sämtliche Randgruppen – auch Delinquente und Kinder, die ohne Obhut waren. Aufschlussreich ist der Hinweis Hafners, dass am Anfang aller Waisenhäuser und Kinderheime das Kloster steht. Der klösterliche Tagesablauf bleibt, vor allem in katholischen Kinderheimen, bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts prägender Teil des Anstaltslebens. Mit der Reformation beginnt ein Umdenken: Während die Kinder im Mittelalter zwar keine besondere Behandlung genossen, aber von der Norm abweichen durften und Bettel und Armut kein Fehl war, wird nun Arbeit zur Tugend. Wer arbeiten kann, der soll dem Gemeinwesen nicht zur Last fallen. So entsteht zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein neuer Typus von Anstalt, der zur Arbeit disziplinieren will. Wie auch in den anderen Kapiteln, zeigt sich hier der breite Vergleich zwischen den Kantonen der Schweiz als besonders gewinnbringend. So ist das Nebeneinander der Entwicklung der städtischen Waisenhäuser von Zürich, wo man auf Zucht und Arbeit drängte, Luzern, wo vor allem der wirtschaftliche Profit im Vordergrund stand, und Bern, wo erste pädagogische Reformideen entstanden, höchst spannend. Im Jahrhundert der Anstalten, wie das 19. Jahrhundert auch genannt wird, taucht eine neue Form des Erziehungsheims auf, in welchem die Kinder «gerettet» und «gebessert» werden. Interessant sind die konfessionellen Zusammenhänge innerhalb der im 19. Jahrhundert zweigeteilten Schweiz. In den reformierten Kantonen entstehen Neugründungen durch pietistisch inspirierte philanthropische Bürger, die oft regen Austausch über kantonale und nationale Grenzen hinweg pflegen, die katholischen Kantone gründen durch Schwestern geführte Arbeits- und Erziehungsanstalten. Hafner überzeugt durch die Verbindung ideengeschichtlicher Hintergründe und deren unterschiedlicher Auslegungen. So geht dem Kapitel zur Gründung von Reformanstalten ein Exkurs zu Pestalozzis Menschenbild voraus, der es dem Autor erlaubt, das

Auseinanderklaffen von Alltag und utopischen Theoriekonzepten auf eindrückliche Weise sichtbar zu machen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird für die Unterbringung von Kindern in Heimen der Begriff der Verwahrlosung prägend, der durch die Einführung des Zivilgesetzbuches 1912 eine gesetzliche Grundlage erhält: Nun ist die Vormundschaftsbehörde per Gesetz befugt, «verwahrloste» oder «dauernd gefährdete» Kinder der Obhut der Eltern zu entziehen. Dies legitimiert die Wegnahme von Kindern sowie die lange geltende Praxis, möglichst keine Kontakte zur Herkunftsfamilie zu pflegen, als notwendige Massnahme. Zeitgleich mit einer vermehrten Versorgung von «verwahrlosten» Kindern in Heimen wird Kritik an Anstalten laut. Einer der ersten und strengsten Kritiker des Heimwesens war Carl Albert Loosli, der 1924 eine gänzliche Abschaffung von Heimen und Anstalten forderte. In der Westschweiz klagt in den 1930er-Jahren die kommunistische Partei die Kinderzuchthäuser an, in welchen die Kinder ausgebeutet würden. 1944 deckten der Journalist Peter Surava und der Fotograf Paul Senn Misshandlungen und brutale Strafen in der Erziehungsanstalt Sonnenberg oberhalb Kriens auf.

Hafner stellt nicht gänzlich neue Materialien vor. Vielmehr wird durch das Zusammenstellen von Publikationen und Quellen ein Überblick möglich, der Zusammenhänge erst sichtbar macht. So gelingt es dem Autor, die Entwicklung katholischer Heime differenziert zu untersuchen. Hinweise auf Schriften wichtiger katholischer Pädagogen wie Eduard Montalta oder Johanna Haups zeigen, wie eng das Verständnis des Begriffs «Verwahrlosung» mit der Religion verknüpft ist. Sorgfältige Textanalysen machen die Diskrepanz zwischen dem Weltbild der Ordensfrauen sichtbar, in welchem das System der Betreuung der Kinder durchaus richtig schien, und dem Weltbild der Kinder, für welche die Handlungen der Schwestern nicht nachvollziehbar waren und oft grausam und zynisch erscheinen mussten. Ein Hinweis darauf, dass auch bei den katholischen Schwestern mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil nach 1965 Aufbrüche stattfanden, fehlt leider. Dennoch wird deutlich, wie sehr die 1970er-Jahre die grosse Wende in der Heimgeschichte darstellen. Hafner bespricht die Heimkampagne ausführlich und schildert anschaulich die Positionen zwischen den jugendlichen Heimkritikern mit ihren Forderungen und der Front von Heimleitern und Heimleiterinnen, Heimverwaltern und Direktionen, die sich in die Enge getrieben fühlten und doch reagieren mussten.

Interessant ist, dass der Autor seine eigenen Bilder, die er durch die Auswahl der Quellen hervorruft, stets reflektiert und infrage stellt. Mit zu diesem Anspruch einer Multiperspektivität gehört, dass Hafner Heimkinder in Selbstzeugnissen aus dem 20. Jahrhundert zu Wort kommen lässt. Es entsteht ein trauriges, düsteres Bild, das der pädagogischen Programmatik der Heime und Anstalten widerspricht. Auch der Bildteil in der Mitte des ruhig und schön gestalteten Buches gibt einen zusätzlichen Blick

auf das Thema. Hier wäre ein etwas kritischerer Zugang zu den Bildmaterialien gewinnbringend gewesen. Sinnvoll und gut ist zum Schluss der Blick auf die heutige Heimlandschaft – ein leises Hinterfragen der allesheilenden Sonderpädagogik, die anstelle der Religion tritt.

Hafner ist mit seiner Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt ein über grosse Zeiträume und für die gesamte Schweiz gültiger Überblick gelungen. Insbesondere der vergleichende Blick auf Institutionen in der gesamten Schweiz und der Einbezug zeitgenössischer pädagogischer Theorien, die die Anstaltsgeschichte begleiten, zeichnen die Publikation aus. Eine angenehme, leichtfüssige Sprache und treffende Zwischentitel, die die Inhalte zusammenfassen, erhöhen den Lesegenuss.

Arlette Schnyder, Basel

Hegg, Otto; Schaffner, Urs (Red.): 80 Jahre experimentelle Ökosystemforschung auf der Schynigen Platte im Berner Oberland.
Zürich: Bristol-Siftung, Band 31; Bern / Stuttgart / Wien: Haupt 2012. 108 S.
ISBN 978-3-258-07720-8.

Die Publikation widmet sich einem Rekord: dem weltweit ältesten experimentellen Langzeitversuch in der alpinen Stufe, dem zweitältesten ökologischen Experiment überhaupt.

Die Geschichte dieser Untersuchung geht auf die 1920er-Jahre zurück. In dieser Zeit legte der Berner Lehrer und Botaniker Werner Lüdi auf der Schynigen Platte ob Interlaken auf 2000 m ü. M. Versuchsflächen im dortigen, 1927 gegründeten Alpengarten und später eine grössere Versuchsweide daneben an.

Lüdi wurde bei seinem Studienaufenthalt in Montpellier mit den damals modernen Methoden der Pflanzensoziologie von Josias Braun-Blanquet vertraut und setzte sich bereits mit seiner Publikation zu der Vegetation des Lauterbrunnentales 1921 mit alpinen Pflanzengesellschaften auseinander. Seine pionierhafte Idee der Versuchsflächen war jedoch nicht nur botanische Forschung, sondern hatte primär das Ziel, Methoden der gezielten Bewirtschaftung zu entwickeln, um die Produktivität der Alpweiden zu verbessern und damit einen Beitrag zur besseren Nahrungsversorgung der Bevölkerung zu leisten.

Für die Redaktion dieses Bandes zeichnen der emeritierte Berner Botanikprofessor Otto Hegg und Urs Schaffner vom CABI Delémont, einer für die Lösung von Problemen in der Agrikultur tätigen internationalen Organisation. Hegg verfasste die beiden umfangreicheren historischen Rückblicke einerseits zu Lüdis Versuchsflächen und andererseits zum Alpengarten. Schaffner präsentiert in seinem Artikel die Re-

sultate seiner Untersuchungen zur Kalzium-Einbindung in den Boden-Pflanzen-Kreislauf, die er dank Lüdis Flächen nach 70 Jahren analysieren konnte.

Neben den beiden Redaktoren sind am vorgestellten Werk ebenso Werner Dähler, Svenja Tidow, Thomas Spiegelberger, Pascal Vittoz und Markus Fischer beteiligt, die sich alle auch wissenschaftlich mit Lüdis Versuchsflächen beschäftigt haben und in ihren Beiträgen ihre Untersuchungen kurz präsentieren.

Dähler hat für seine Doktorarbeit 1988–1991 Lüdis Anlage rekonstruiert und die alte Datensammlung mit neu erhobenen Daten vereint und statistisch analysiert. Tidow legte in ihrer 2002 publizierten Dissertation den Schwerpunkt auf die Langzeitanalyse der Auswirkungen der ersten drei Jahre aus Lüdis Versuch. Spiegelberger untersuchte die Langzeitwirkung von Kalk auf Boden und Vegetation, während Vittoz das aktuelle Thema der Klimaerwärmung anhand Lüdis subalpiner Weiden analysierte. Fischer blickt als Leiter der Abteilung Pflanzenökologie am Institut für Pflanzenwissenschaften der Universität Bern und wissenschaftlicher Leiter des Alpengartens in die Zukunft und zeigt weitere Möglichkeiten der botanisch-ökologischen Forschung auf der Schynigen Platte.

Die Bedeutung der Versuchsflächen ist unbestritten, der historische Rückblick sehr gelungen, die neueren Arbeiten basierend auf Lüdis Untersuchungen gut zusammengefasst, verständlich und aufschlussreich und der Ausblick interessant. Was aber zusätzlich wünschenswert wäre, ist die Einbettung der Lüdi-Flächen in einen internationalen Kontext; ein Vergleich der vorgestellten Resultate mit anderen Langzeitversuchen fehlt.

Die Publikation ist aber sicher ein mit zahlreichen alten Fotos und neuen Illustrationen abwechslungsreich gestaltetes Werk für Botaniker, Ökologen, Agronomen und Wissenschaftshistoriker und nicht zuletzt einfach für Pflanzenfreunde, eine Bereicherung des nächsten Ausfluges auf die Schynige Platte und in den Alpengarten.

Luc Lienhard, Biel

Knecht, Natascha: Pionier und Gentleman der Alpen.
Das Leben der Bergführerlegende Melchior Anderegg (1828–1914)
und die Blütezeit der Erstbesteigungen in der Schweiz.
Zürich: Limmat Verlag 2014. 208 S. ISBN 978-3-85791-751-6.

«Man könnte schon gehen. Aber ich, Melchior Anderegg, gehe nicht.» Diese Worte pflegte der «King of the Guides» – wie er oft von seinen englischen Gästen genannt wurde – bei zweifelhafter Wetterentwicklung zu sagen; und damit war die Entscheidung über die Durchführung einer Bergtour definitiv gefallen.

Der Alpinist und Publizist Cunningham schrieb in *Pioneers of the Alps*: «Das Haslital hat eine grössere Zahl erstklassiger Führer hervorgebracht als irgendein anderer Ort im Berner Oberland, ja man möchte fast sagen als irgend ein anderer Ort in den Alpen!» Wer sich bis anhin für das Leben dieser berühmten Bergführerlegende Melchior Anderegg interessiert hat, musste sich die Informationen aus verschiedenen – meist englischsprachigen – Werken aus dem 19. Jahrhundert mühsam zusammensuchen. Das vorliegende Werk bildet eine eigentliche Biografie als Spiegel einer wichtigen touristischen Entwicklung in unserem Land. Über den alpinistischen Aspekt hinaus, und das macht Knechts Buch besonders lesenswert, bietet Andereggs Leben Einblicke in die Mentalitäts- und Tourismusgeschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. Etwas zu kurz kommen die Motivationshintergründe der britischen Alpinisten, die mit der Eroberung unberührter Gipfel ihr neues Freizeitvergnügen entdeckt hatten. Im viktorianischen Zeitalter kannten die Adligen und seine Lordschaft die Arbeit nur vom Hörensagen und waren kaum unvermögend. Die geschäftstüchtigen ersten Schweizer Bergführer wie Melchior Anderegg aus Meiringen, Christian Almer aus Grindelwald und Ulrich Lauener aus Lauterbrunnen erkannten bereits Mitte des 19. Jahrhunderts diese Einkommensquelle. Profund schildert die Autorin den gesellschaftlichen Wandel vom Misstrauen und Argwohn gegen die englischen «Eindringlinge» in den Bergtälern bis hin zur offenen Bettelei und Gauklerei in den bekannten Kurorten.

Minutiös recherchiert und überaus spannend zu lesen sind die Kapitel über die vielen, teilweise tollkühnen Touren des berühmten Meiringer Bergführers. Dem detaillierten und ausführlichen Buch-Anhang darf ein Alpinist mit Ortskenntnissen folgendes Beispiel entnehmen: 26. Juli 1872, Wanderung zur Glecksteinhütte (ob Grindelwald), 27. Juli 1872, Wettersattel, Besteigung des Rosenhorns, Abstieg über den Gauligletscher ins Urbachtal und bis Innertkirchen(!). Auch seine Reisen nach England, auf Einladung des British Alpine Club, werden von Knecht in einer noch nie dagewesenen Detailliertheit geschildert. So wird Melchior Anderegg, mitten in London, von seinen englischen Freunden absichtlich seinem Schicksal überlassen. Diese wollen den sagenhaft-untrüglichen Orientierungssinn des Bergführers testen, ob er in ihre Wohnung zurückfindet. Anderegg ist vor seinen mit der Kutsche fahrenden Freunden zurück in der Wohnung… Ein kleiner Wermutstropfen fällt leider auf den von Trix Krebs gestalteten und überladenen Buchdeckel: weniger Titel wäre mehr Überraschung beim Inhalt. Der ist jedoch, um im alpinistischen Fachjargon zu bleiben, eroberungswürdige Spitze.

Roger Cornioley, Meiringen

Kreis, Georg (Hrsg.): Die Geschichte der Schweiz.
Basel: Schwabe 2014. 645 S. ISBN 978-3-7965-2772-2.

Braucht die Schweiz eine neue nationale Geschichte? Jede Generation, heisst es, muss ihre eigene Geschichte schreiben; mit den eigenen Fragen und Interessen neu an die eigene Vergangenheit herangehen. In diesem Sinn ist es sicherlich richtig, dass verschiedene Historikerinnen und Historiker aus der heute an den Universitäten aktiven Generation, unter der Leitung von Altmeister Georg Kreis, ihre eigene Geschichte der Schweiz vorlegen. Dies umso mehr, als Bücher zur nationalen Geschichte in einer breiteren Öffentlichkeit Konjunktur haben und die sogenannten nationalen Mythen – Stichwort Marignano – nach wie vor heftige politische und kulturelle Debatten auslösen.

Das neue Werk stellt der interessierten Leserschaft ein aktualisiertes Wissen zur Verfügung, von ausgewiesenen Spezialisten erarbeitet, das sicherlich zu einer Bereicherung und Versachlichung der heutigen politisch-kulturellen Diskussionen führen kann. Das ist ein grosses Verdienst.

Das dicke Buch umfasst elf chronologisch konzipierte Hauptkapitel und mehrere wesentlich kürzere thematische Kapitel, welche zusammenfassend wichtige Aspekte der Schweizer Geschichte abhandeln (Demografie, Tourismus, Neutralität, Armee als Beispiele). Dazu kommen ein Geleitwort von Roger de Weck – hätte es eigentlich nicht ein/e Vertreter/in des Bundesrates sein sollen? –, eine kurze Einführung des Herausgebers und ein Anhang mit Bibliografie, Registern und einem Glossar. Interessanterweise wird jedes Hauptkapitel mit einer Übersicht zum Stand der Forschung abgeschlossen, welche die historiografische Tradition kritisch würdigt und neue Tendenzen aufzeigt.

Anders als bei früheren nationalen Geschichten hat der Herausgeber aufmerksam darauf geachtet, dass Frauen angemessen als Autorinnen zum Zug kommen – sie zeichnen für etwa die Hälfte der Beiträge verantwortlich – und dass auch die verschiedenen Landessprachen und Kulturen adäquat repräsentiert sind. Die Texte sind reich mit Bildern, Tabellen und Grafiken illustriert: Laut Herausgeber stellt die «modernisierte Präsentationsform» auch eine der wesentlichen Neuerungen des Buchs dar.

Was bringt jedoch diese Schweizer Geschichte an Neuigkeiten oder an Innovationen? Ein Vergleich mit früheren vergleichbaren Werken, und insbesondere mit der 1983 veröffentlichten *Geschichte der Schweiz und der Schweizer,* drängt sich diesbezüglich auf. Das dreibändige und in drei Landessprachen publizierte Opus hatte ganz klar einen programmatischen Charakter. Es ging u. a. darum, die Impulse aus der damals noch tonangebenden französischen Sozialgeschichte aufzunehmen und für die Erforschung der Schweiz nutzbar zu machen.

Eine solche klare methodische oder historiografische Ausrichtung fehlt heute beinahe gänzlich. Die verschiedenen Autorinnen und Autoren haben sich bemüht, neue methodische Impulse und Anregungen in ihren Kapiteln aufzunehmen – insgesamt mit Erfolg –, eine neue gemeinsame Linie kommt jedoch nicht zum Ausdruck. Auch die aktive Beteiligung mehrerer Historikerinnen am Projekt hat beispielsweise zu keiner spürbaren Aufwertung der Frauen- oder Geschlechtergeschichte geführt.

Unter dem Strich, und ohne Überraschung, kann allenfalls eine deutliche Abkehr von der vor dreissig Jahren noch vorherrschenden Wirtschafts- und Sozialgeschichte beobachtet werden. Damit geht eine spürbare Aufwertung der Kulturgeschichte einher, welche in den letzten Jahren international deutlich an Bedeutung gewonnen hat. Mit einigen diskutablen Ergebnissen. Einerseits wurden grundlegende Aspekte der Vergangenheit – wie etwa die Demografie oder die für die Mehrheit der Bevölkerung lange Zeit bestimmende Geschichte der Landwirtschaft – weitgehend in kurze, spezialisierte Kapitel verbannt. Auf der anderen Seite tauchen gewisse alte kulturgeschichtliche Themen wieder auf, die als teils überholt hätten gelten können, wie die vermeintliche Herausbildung einer «nationalen Identität» im 16. Jahrhundert (Randolph Head). Dabei würde man gerne erfahren, was zu dieser Zeit die «Nation» eigentlich war und was eine (nationale) Identität im Kontext sich erst herausbildender territorialer Staaten genau bedeutet.

Die einzelnen chronologischen Hauptkapitel sind – soweit der Rezensent es beurteilen kann – interessant und informativ. Dass sie insgesamt in ihrem Aufbau recht konventionell ausfallen, ist wohl mehr die Konsequenz eines etwas traditionellen und rigiden Gesamtkonzepts als die Intention der Autorinnen und Autoren. Es ist nicht leicht, in fünfzig bebilderten Seiten ein halbes oder ein ganzes Jahrhundert zu behandeln und dabei neue Akzente zu setzen. Auch die thematischen Kurzkapitel sind meistens recht interessant, wenn auch manchmal etwas knapp angesichts der darin angeschnittenen komplexen Themen und Probleme.

Insgesamt haben wir es mit einem soliden, nützlichen Werk zu tun, das für die nächsten Jahre eine obligate Referenz für die Wissenschaft und für das weitere Publikum sein wird. Dies ist, wie gesagt, ein grosses Verdienst.

Im Nachhinein hätte man sich etwas mehr Mut seitens des Herausgebers wünschen können. Dass die Politik im neuen Buch wieder einen so zentralen Stellenwert erhält, wie Georg Kreis in seiner Einleitung unterstreicht, erscheint weniger als eine methodische Parteinahme der Autorschaft denn als das Ergebnis eines recht konventionellen Aufbaus, der sich stark an der herkömmlichen Periodisierung und an der bekannten nationalen Narration orientiert.

Formal ist das Werk sicher ansprechend gestaltet, wobei die vom Herausgeber in Aussicht gestellten Neuerungen, verglichen mit der *Geschichte der Schweiz und der Schweizer,* als gar nicht so neu erscheinen. Grundsätzlich ist das Erscheinungsbild der zwei Werke ähnlich – ausser dass die früheren drei Bände etwas leichter und handlicher waren.

Trotzdem ist es schade, dass *Die Geschichte der Schweiz* vorderhand nur auf Deutsch erscheint; es wäre wichtig, dass alle Landesteile über eine neue aktuelle und solide geschichtliche Grundlage verfügen, über die sie diskutieren oder sich streiten könnten. Offenbar fehlt heute für solche «nationale» Werke eine offizielle Unterstützung. Was dem immer wieder zelebrierten nationalen Zusammenhalt sicherlich nicht zugutekommt.

Sandro Guzzi-Heeb, Utzigen

Kreis, Georg: Insel der unsicheren Geborgenheit: Die Schweiz in den Kriegsjahren 1914–1918.
Zürich: NZZ Libro 2014. 160 S. ISBN 978-3-03823-844-7.

Rossfeld, Roman / Thomas Buomberger / Patrick Kury (Hrsg.): 14/18: Die Schweiz und der Grosse Krieg.
Baden: Hier und Jetzt 2014. 408 S. ISBN 978-3-03919-325-7.

Lange Zeit war die Schweiz mit Blick auf die Geschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg ein Sonderfall. Seit dem Beginn der 1930er-Jahre wurden nur mehr einzelne Themenbereiche wie der Landesstreik oder der Wirtschaftskrieg zum Gegenstand historischer Betrachtung. Eine allgemeine und übergreifende Auseinandersetzung mit dem in vielen anderen Ländern einen wichtigen Platz einnehmenden Grossen Krieg von 1914–1918 fehlte in der Schweiz bisher fast vollständig. Auch wenn es heute noch zu früh ist für eine abschliessende Bilanz des Erinnerungsjahres 2014, so kann doch festgehalten werden, dass die Schweiz in diesem Jahr definitiv Anschluss an die bestehende Literatur und Forschung im Ausland gefunden hat. Eine zentrale Rolle spielen dabei die beiden hier zu besprechenden Bücher von Georg Kreis sowie von Roman Rossfeld, Thomas Buomberger und Patrick Kury. Neben einer Sondernummer der *Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte* vom Dezember 2013, dem den bezeichnenden Titel tragenden Werk *Der vergessene Krieg* von Konrad J. Kuhn und Beatrice Ziegler sowie zwei Studien zu den Kantonen Basel und Solothurn von Robert Labhardt und Urban Fink sind es vor allem diese Studien, die ein neues Kapitel in der Auseinandersetzung der Schweiz und ihrer Kantone mit der Zeit des Ersten Weltkrieges aufgeschlagen haben.

Als erster Schweizer Historiker seit Jakob Ruchti in den Jahren 1928–1930 legte der für sein vielfältiges Werk bekannte Georg Kreis zu Beginn des Jahres 2014 erstmals wieder eine Überblicksdarstellung zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg vor. Der Autor leitet dabei sein Interesse an diesem Konflikt vom Zweiten Weltkrieg her, was in einigen Teilen seine Ausführungen allerdings etwas zu sehr auf eine vergleichende Ebene lenkt. Er zeigt, wie das Land sich einerseits aus der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts heraushalten konnte, andererseits aber auch stark von den Auswirkungen der politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, kulturellen und militärischen Auseinandersetzungen betroffen war, die ab 1914 den gesamten Globus ergriffen. Kreis betont, dass es ihm angesichts der in vielen Bereichen fehlenden Detailstudien nicht möglich gewesen sei, alle Aspekte systematisch zu untersuchen, dass aber schon der Hinweis auf das Bestehen eines Themenbereichs über den Stand der bisherigen Erkenntnis hinausweise. Dennoch erstaunt es ein wenig, dass er sich bei der Wahl der Leitquellen für seine Studie an Ruchti orientiert. Wie dieser nutzt er nämlich primär die Neutralitätsberichte des Bundesrates und das *Politische Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft*. Anders als Ruchti ergänzt Kreis allerdings diese Quellen intensiv durch vorhandenes Bildmaterial, welches er im Nebelspalter, in der Schweizer Illustrierten sowie in den gut erschlossenen Bildbeständen der Agentur Keystone/Photopress, der Fotostiftung Schweiz in Winterthur und zur Armee im Schweizerischen Bundesarchiv gefunden hat.

Ziel von Kreis ist es, eine Gesamtsicht zu vermitteln, die sich durchaus kritisch mit dem als Teil des Titels gewählten Bild der «Insel der unsicheren Geborgenheit» auseinandersetzt. Dafür beschäftigt er sich als Erstes mit der Zeit vor 1914 und betont vor allem die mangelnde Vorbereitung des Landes auf einen durchaus erwarteten grossen Krieg. Kreis greift dabei auf eine interessante Debatte im Nationalrat vom Dezember 1912 zurück, in welcher sich zeigte, dass der Bundesrat aus finanziellen Gründen nicht bereit war, die Getreidevorsorge auszubauen. Daure ein Krieg länger als zwei Monate, werde das Land ohnehin gezwungen sein, sich der einen oder anderen Seite anzuschliessen. Die schlechte Vorbereitung lag aber auch, so macht der Autor deutlich, in einer grundlegenden Abneigung einer Mehrheit der schweizerischen Politiker gegen eine Übertragung zusätzlicher Aufgaben an den Staat begründet. Wie andere Länder wurde die Schweiz im Juli/August 1914 vom Kriegsbeginn überrascht und musste als Erstes mit dem Durchzug einer grossen Zahl ausländischer Arbeiter, einem Einbruch im Tourismus und der militärischen Mobilmachung fertigwerden. Besonders betroffen waren dabei die Grenzregionen und die Tourismusgebiete. Letztere versuchten in der Folge, den Inlandtourismus zu fördern, nutzten dann allerdings im weiteren Verlauf des Krieges auch die Möglichkeiten, die ihnen durch die Aufnahme von kranken und

verwundeten Kriegsgefangenen aus den kriegführenden Staaten eröffnet wurden. Weitere Themen des Buches sind die Zentralisierungsbemühungen der Bundesbehörden, die Neutralitätspolitik, die Vermittlungsversuche der Schweiz und die guten Dienste, die wirtschaftlichen Herausforderungen, die militärische Landesverteidigung, der Alltag der Menschen, die inneren Auseinandersetzungen, die humanitären Bemühungen, die Fremdenfeindlichkeit sowie die Rolle der Schweiz bei Kriegsende. Während die Ausführungen dort, wo sich der Autor – wie beispielsweise bei den wirtschaftlichen Herausforderungen – auf neuere Studien zu stützen vermag, überzeugen, beschränkt sich das Buch an anderen Stellen – so beispielsweise mit Blick auf die guten Dienste und die Übernahme von Schutzmachtaufgaben – teilweise auf eine blosse Paraphrasierung entsprechender Passagen aus dem *Politischen Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft*. Das kann beispielsweise angesichts des Durcheinanders von Städten und Ländern die Frage wecken, welches der weltweit doch etlichen Queenstown wohl gemeint sein könnte (S. 72). Bedauerlich ist auch, dass Kreis Vorkommnisse wie die Oberstenaffäre, die Hoffmann-Grimm-Affäre oder Vermittlungsversuche nur aus einer engen schweizerischen Perspektive betrachtet. Es fehlt der allgemeine Kontext der Schweiz als internationaler Nachrichten- und Propagandadrehscheibe oder eine Einbettung in ähnlich gelagerte Friedensvermittlungsversuche anderer Staaten. Auf der Grundlage der vorhandenen Literatur wäre solches durchaus möglich gewesen. Ebenso bedauerlich ist die Tatsache, dass die Spannungsebene zwischen Bund und Kantonen nur im Rahmen allgemeiner Ausführungen zum Vollmachtenregime kurz aufgegriffen wird, ohne dass aber die in diesem Bereich bestehenden Defizite benannt werden. Hier hätte das Buch von Kreis von den seither erschienenen Studien von Labhart und Fink profitieren können. Gerade auch mit Blick auf den Kanton Bern gibt es zudem sicherlich mehr zu sagen, als dass General Wille sich im Verlauf des Landesstreiks genötigt sah, «die Berner Bauern von einem Marsch nach Bern abzuhalten; […].» (S. 221) Zum Schluss betont Kreis, dass der Erste Weltkrieg in der Schweiz bestehende Angst- und Wunschvorstellungen mit Blick auf ein sich selbst genügendes und geschütztes, gleichzeitig aber auch erheblich verflochtenes und abhängiges Land bestärkt habe. Der Autor bestätigt damit also mit Blick auf den Ersten Weltkrieg in seiner trotz der genannten Schwächen als Startpunkt wertvollen Studie auch Aussagen, die jüngst André Holenstein in seinem Buch über Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte allgemein herausgearbeitet hat.

Beim zweiten an dieser Stelle besprochenen Werk handelt es sich um einen Band, der im Zusammenhang mit der vom privaten Verein *Die Schweiz im Ersten Weltkrieg* konzipierten Ausstellung zur Geschichte unseres Landes in den Jahren 1914–1918 herausgegeben wurde. Leider wird diese Ausstellung aus nicht verständlichen Gründen

in Bern nicht zu sehen sein, aber gerade deshalb lohnt es sich, das Buch in die Hand zu nehmen und die Ausstellung ausserhalb von Bern zu besuchen. Roman Rossfeld, Thomas Buomberger und Patrick Kury verfolgen als Herausgeber dieser Studie einen anderen Weg als Georg Kreis. Sie wollen nicht einen Überblick bieten, sondern widmen sich vielmehr verschiedenen, weit weniger bekannten Aspekten der Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg. In einer ausserordentlich überzeugenden Einführung zeigt Jakob Tanner, wie sehr die Schweiz während des Ersten Weltkrieges mit den kriegführenden Mächten verflochten war. Die folgenden Beiträge beschäftigen sich dann mit Aspekten von Mobilisierung, Grenzbesetzung und nationaler Kohäsion, von Landesversorgung, Kriegswirtschaft und Wirtschaftskrieg, von Neutralität, humanitärer Diplomatie und Überfremdungsangst sowie von wachsender Not, Landesstreik und Erinnerungskultur. Sie überzeugen alle durch eine sehr stringente Argumentation und eine in den meisten Fällen gelungene Verknüpfung von Text, Bild sowie separaten Kästen zu Einzelaspekten. Das über ausgezeichnetes Bildmaterial verfügende Buch bildet damit eine sehr wichtige Ergänzung zu demjenigen von Kreis. Es präsentiert zudem im Gegensatz zu Letzterem auch neue Forschungsergebnisse. Das gilt besonders für die Beiträge von Oliver Schneider zum Vollmachtenregime, von Alexandre Elsig zur ausländischen Propaganda als Bewährungsprobe für die nationale Kohäsion, von Serge Paquier zur Kohlekrise als Chance für den Ausbau der Wasserwirtschaft, von Roman Rossfeld zu schweizerischen Kriegsmaterialexporten oder von Carlo Moos zum Umgang der Schweiz mit den Spielarten der Neutralität. Einen hübschen Kontrapunkt zu diesen den grösseren Linien verpflichteten Beiträgen bilden der exemplarisch gestaltete Beitrag von Rudolf Jaun zur Zuspitzung der Disziplinarproblematik im Militär sowie die auf den Kriegsalltag und das Kriegserleben der Familie von Beatrice und Paul Ganz-Kern fokussierenden Ausführungen von Heidi Witzig. Insgesamt ist den Herausgebern wie den Autorinnen und Autoren damit ein ausserordentlich guter Wurf gelungen, der gerade dort, wo das Buch von Georg Kreis einige Schwächen aufweist, neue Antworten zu geben vermag. Der einzige Mangel besteht wohl darin, dass auch hier fast ausschliesslich auf die nationale Ebene fokussiert wird und den Entwicklungen in den Kantonen und Regionen zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Beide hier besprochenen Bücher können daher auch als Aufforderung verstanden werden, gerade in diesem Bereich weitere Forschungsarbeiten an die Hand zu nehmen.

Daniel Marc Segesser, Wabern

Matzinger-Pfister, Regula: Les coutumiers du Pays de Vaud à l'époque bernoise, 1536–1798.

Les sources du droit suisse, XIX, Les sources du droit du Canton de Vaud, C II. Bâle: Schwabe 2010. – 2 parties, 903 p. ISBN 978-3-7965-2694-7.

Dans la collection des sources du droit suisse, la partie consacrée au Canton de Vaud s'est enrichie en 2010 de deux volumes qui méritent l'attention des historiens bernois. Ils concernent en effet les coutumiers du Pays de Vaud à l'époque bernoise.

N'oublions pas que de 1536 à 1798, la majeure partie du Canton de Vaud actuel constituait les terres romandes de la cité-Etat de Berne. Quelques régions aujourd'hui vaudoises bénéficiaient d'un autre statut, car elles avaient été déjà acquises à la suite des guerres de Bourgogne, formellement en 1484: le Gouvernement d'Aigle, qui faisait partie de l'autre grand bloc des terres sujettes de Leurs Excellences, les terres allemandes; les bailliages de Grandson et d'Orbe-Echallens, bailliages communs de Berne et de Fribourg. La Fondation des sources du droit ayant préféré, pour publier les sources du droit suisse, la solution cantonaliste à une solution plus respectueuse de l'histoire, les coutumiers des territoires actuellement vaudois sont réunis dans les deux volumes recensés.

Au 21e siècle, il faut faire un effort pour se représenter que, sous l'Ancien Régime, dans un même canton, des lois fondamentales différentes pouvaient être en vigueur selon les régions. Les huit coutumiers édités, sources essentielles des droits ayant régi le Pays de Vaud à l'époque bernoise, montrent que Leurs Excellences de Berne ont respecté, dans la mesure où la Réforme et le développement toujours plus centralisateur de la Ville et République de Berne le permettaient, les coutumes locales vaudoises. Ce qui n'a pas fait de difficultés, la partie allemande de l'Etat de Berne étant aussi composée de pays de coutumes, avec des villes et des bourgs dotés de franchises.

La première partie de l'ouvrage recensé comprend les coutumiers appelés «généraux», qui s'appliquent à l'ensemble du Pays de Vaud, pour autant qu'il n'existe pas, pour un ressort donné, de coutumier particulier. Il s'agit d'une part du Coutumier de Moudon de 1577, «Libertés, franchises et coutumes du Pays de Vaud», qui donne une image très fidèle du droit vaudois avant la conquête bernoise. A ce coutumier succèdent les «Loix et Statuts du Pays de Vaud», de 1616, deuxième texte édité dans cette première partie. Ils sont rédigés dans le même souffle que la «Vernüwerte Gerichtssatzung» des terres allemandes de 1614 (cf. SDS BE, Stadtrechte VII, 2, p. 733–828). Ce n'est plus à proprement parler un coutumier, mais un nouveau corps de droit où l'influence bernoise se ressent beaucoup plus nettement.

Dans la seconde partie figurent les coutumiers particuliers, rédigés aux 17e et 18e siècles, lorsque le statut spécial d'une ville ou d'un bailliage justifiait une telle démarche. Le «Plaict général» de Lausanne de 1618 concrétise le refus des habitants des anciennes terres épiscopales lausannoises (Lausanne, Lavaux et Avenches) de se soumettre aux Loix et Statuts du Pays de Vaud. L'existence des Compilations de Payerne de 1591 et des Loix et Statuts de cette même ville, de 1731/33, se rapporte à la combourgeoisie qui liait Payerne à Berne depuis 1344, soit deux siècles avant la conquête du Pays de Vaud. Elle reflète le statut particulier octroyé par Berne à son ancienne combourgeoise. Le Code d'Aigle de 1770/1772, fruit de plus de quarante ans de labeur, auquel a participé l'illustre Albert de Haller, est commandé par la Chambre des appellations allemandes en 1727. Il s'applique aux trois mandements de la plaine du Gouvernement d'Aigle. Le Recueil des us et coutumes d'Ormont-Dessous, du 18e siècle, met en lumière le droit particulier pratiqué dans le quatrième mandement dudit Gouvernement, celui des deux Ormonts. L'ouvrage recensé édite encore les coutumiers des bailliages communs de Berne et de Fribourg qui font aujourd'hui partie du Canton de Vaud: celui de Grandson, de 1702, mais imprimé en 1780, et les franchises d'Echallens de 1715, jusque-là jamais imprimées.

Les huit coutumiers, dont on peut prendre connaissance dans les deux volumes, sont des actes législatifs officiels qui ont été appliqués, bien que quelques-uns n'aient jamais été formellement sanctionnés par le Gouvernement bernois. Les fameux commentaires de Pierre Quisard («Le Commentaire coustumier ou soyt les franchises, previlleges et libertez du Pays de Vuaud», Nyon, 1562) et de Jacques-François Boyve («Remarques sur les Loix et Statuts du Pays de Vaud», Neuchâtel, 1756[1], 1776[2]) ne figurent donc pas parmi ces sources du droit.

L'auteure de l'ouvrage, Regula Matzinger-Pfister, décédée peu après la publication, a abattu un travail considérable pour éditer de manière scientifique ces textes peu accessibles jusqu'ici. Chaque coutumier bénéficie d'une courte introduction, de notes et références. Les index des noms de personnes et de lieux, ainsi que des matières, qui terminent le second volume, s'avèrent fort pratiques, mais aussi passionnants. Consultez par exemple les entrées «appellation», «lod» et «serment»!

Il faut enfin rappeler qu'en 2003, dans la même collection des sources du droit suisse, les sources du droit du Canton de Vaud, avait paru un épais volume consacré aux mandats généraux bernois pour le Pays de Vaud, dont Madame Matzinger était déjà l'auteure.

Nicolas Barras, Berne

Sallmann, Martin; Zeindler, Matthias (Hrsg.):
Dokumente der Berner Reformation: Disputationsthesen, Reformationsmandat, Synodus.
Zürich: Theologischer Verlag Zürich 2013. 129 S. ISBN 978-3-290-17699-0.

Mit der Drucklegung der drei zentralen Dokumente der Berner Reformation ordnen sich die beiden Herausgeber und Berner Theologen Martin Sallmann und Matthias Zeindler in eine lange Tradition ein.[1] Im Mittelpunkt dieser Edition stehen die drei klassischen Texte der Berner Reformation – die Disputationsthesen von 1527, das Reformationsmandat von 1528 und der Synodus von 1532 –, die unter anderem als «geschichtliche Grundlage» (S. 31) der evangelisch-reformierten Landeskirche bezeichnet werden und die die «theologische Identität» (S. 32) der Berner Kirche umreissen. Der historische Kontext ist deshalb für das Verständnis der edierten Texte zentral. In enger Zusammenarbeit mit der damaligen weltlichen Obrigkeit begründeten die führenden Berner Pfarrer und Theologen der Reformationszeit in diesen Dokumenten den Wechsel zum evangelisch-reformierten Glauben und konstituierten eine neue Kirchenordnung, die das Fundament für die nachfolgenden Generationen bilden sollte. Darin wird u. a. die Abschaffung der Messe, die Handhabung der Sakramente, das Verhältnis zwischen Kirche und Obrigkeit sowie der Inhalt der neuen Glaubenslehre thematisiert. Da sich die Edition primär an das bernische Kirchenpersonal und nicht an ein historisches Fachpublikum richtet, werden die drei Texte in einer «zeitgemässen Übersetzung» (S. 10) präsentiert. Diese sprachliche Modernisierung verbessert zwar die Lesbarkeit der Texte, die einer im Frühneuhochdeutschen ungeübten Leserschaft in ihren ursprünglichen Fassungen kaum zugänglich sind, doch bedeutet eine Übersetzung immer auch eine Interpretation, was bei der vorliegenden Edition noch stärker reflektiert werden könnte.[2]

Es stellt sich nun die Frage, weshalb gerade diese drei altbekannten Schriften neu herausgegeben werden. Die Antwort darauf liefert Synodalratspräsident Andreas Zeller im Vorwort: Die Neuauflage wird als Chance angesehen, die «Grundschriften» der bernischen Landeskirche in den «Kontext des 21. Jahrhunderts» zu stellen (S. 7). Dieser Kontextualisierung widmet sich die ausführliche Einleitung, die in die drei Teile «Historische Zusammenhänge», «Theologische Schwerpunkte» und «Aktuelle Perspektiven» gegliedert ist. Im ersten Teil werden die historischen Umstände der Berner Reformation konzis nach dem Stand der aktuellen Forschung skizziert, um der Leserschaft die Hintergründe der drei Dokumente näherzubringen. Den zweiten Teil nutzen die Herausgeber für die Ausarbeitung der zentralen theologischen Anliegen der Texte (Bibel, Christus, Rechtfertigung und Heiligung, Sakramente, Kirche und Staat). Schliesslich

wird im letzten Teil erläutert, weshalb eine Neubefragung der Texte im Sinne einer *ecclesia semper reformanda* auch im 21. Jahrhundert sinnvoll ist. Dabei werden u. a. die abnehmenden Bibelkenntnisse als «eigentlicher Traditionsbruch» (S. 33) bezeichnet, besonders für eine Kirche, die sich wesentlich auf das Prinzip *sola scriptura* stützt; weiter soll Christus in einer Welt der Pluralitäten – gerade auch hinsichtlich Andersgläubiger – nicht als ausgrenzend, sondern als «pluralismusfähig» (S. 35) verstanden werden. Als Letztes wird hervorgehoben, dass das Verhältnis zwischen Kirche und Gesellschaft komplexer geworden sei, weshalb die Wahrung der geforderten kritischen Distanz gegenüber diversen Einflüssen von Politik, Wirtschaft und Medien für die Kirche eine Herausforderung darstelle. Die dreiteilige Einleitung wird mit farbigen Abbildungen aus der Reformationszeit und kurzen Info-Kästen zu den wichtigsten Personen und Begriffen illustriert und ergänzt.

Die Neuauflage der drei Grundlagentexte erfolgt wohl nicht zufällig zu einem Zeitpunkt, an dem die Landeskirche mit Kirchenaustritten zu kämpfen hat und innere Umstrukturierungen vornimmt. Eine Rückbesinnung auf die Wurzeln der bernischen Kirche soll in solchen Zeiten Orientierungshilfe leisten. Die Edition von Disputationsthesen, Reformationsmandat und Synodus stellt dafür eine Diskussionsgrundlage dar, wobei die ausführliche Einleitung bereits auf zentrale Punkte in den Texten hinweist. In dieser Hinsicht gelingt der Herausgeberschaft eine gute Balance zwischen reformatorischem Text und ergänzenden, weiterführenden Erläuterungen. Obwohl die Herausgeber Ansätze zu einer kritischen Betrachtung der Berner Reformation zeigen, liesse sich eine solche Kritik stellenweise noch vertiefen (so wird z.B. der Bildersturm im Münster nach der Disputation 1528 nicht thematisiert). Doch muss man Sallmann/Zeindler zugutehalten, dass sie sich nicht vornehmlich eine historisch-kritische, sondern eine theologische Auseinandersetzung mit Gegenwartsbezug zum Ziel gesetzt haben. Diesen Ansprüchen werden die Herausgeber gerecht, sodass sich eine Lektüre dieser wichtigen Zeitzeugnisse für alle diejenigen als gewinnbringend erweisen wird, die sich für die Berner Reformation und die Wurzeln der evangelisch-reformierten Landeskirche interessieren.

Sarah Rindlisbacher, Bern

[1] Allein der Synodus erfährt mit diesem neusten Druck seine 20. Herausgabe seit der ersten Drucklegung von 1532. Vgl. dazu die Auflistung von Hans Rudolf Lavater in Forschungsseminar für Reformationstheologie unter Leitung von Gottfried W. Locher (Hrsg.): Der Berner Synodus von 1532. Edition und Abhandlungen zum Jubiläumsjahr 1982. Bd. 1. Neukirchen-Vluyn 1984, 383–392. Die Berechnung der 20 Auflagen schliesst diverse Übersetzungen mit ein.

[2] Eine vorbildliche Vorgehensweise wählte Locher, der den Berner Synodus 1984 sowohl in der Originalfassung als auch in einer modernen Übersetzung herausgab und somit wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen vermag (vgl. Anm. 1).

Schütz, Gerhard (Hrsg.): Gotthelf. Leben, Werk und Wirkung von Albert Bitzius.

Oberhofen am Thunersee: Zytglogge 2013. 156 S. ISBN 978-3-7296-0863-4.

Kaum ein Autor der deutschsprachigen Literatur sei so populär geworden und geblieben wie Jeremias Gotthelf, stellt Gerhard Schütz gleich zu Beginn seines Buches über den Pfarrer und Autor Albert Bitzius – der sich hinter dem *nom de plume* Jeremias Gotthelf verbirgt – fest. Will man diese Popularität in Zahlen messen, dann lohnt sich beispielsweise ein Blick in *Swissbib,* den Metakatalog der Schweizer Hochschulbibliotheken und der Schweizerischen Nationalbibliothek. Eine kurze Recherche nach dem Titelstichwort «Gotthelf» fördert Interessantes zutage: In den letzten zwanzig Jahren erschienen regelmässig zwischen 20 und 40 Titel, in einzelnen Jahren deutlich mehr. Gesamthaft sind es nicht weniger als 741 Titel. Ein Buch, das aus dieser Masse hervorstechen will, muss schon besondere Qualität aufweisen. Ob das vorliegende Werk diese Qualität hat, wird im Folgenden zu diskutieren sein.

Das Buch mit dem Titel *Gotthelf. Leben, Werk und Wirkung von Albert Bitzius* ist sowohl Text- als auch Bildband, wie Schütz im Geleitwort festhält. Tatsächlich enthält es neben Texten viele Bilder, Fotografien (die meisten von Schütz selbst aufgenommen) und Zitate, die mehr als nur zur Illustration dienen. Das Buch ist eingeteilt in zwölf Kapitel, die sich mit der Person Gotthelf/Bitzius und dessen Werk (den Texten, dem historischen Kontext, der Rezeption, der filmischen Bearbeitung und der gegenwärtigen Auseinandersetzung) beschäftigen. Bereits die Titel der Kapitel lassen erahnen, wie breit das Themenspektrum ist: 1. Mensch und Werk im [Gotthelf-]Zentrum; 2. Leben, Schreiben, Wirken; 3. Der Zeitkritiker; 4. Der Theologe und Pfarrer; 5. Gotthelf und die Musik; 6. Die historisch-kritische Gesamtausgabe; 7. Gotthelf neu lesen; 8. Werk und Wirkung; 9. Wirkungen und Nebenwirkungen; 10. Der Gefeierte 1954, 1997, 2004; 11. Leben und Werk im Zeitkontext; 12. Bücher von, um und über Gotthelf. Die Kapitel enthalten Texte von verschiedenen Autorinnen und Autoren.

Das Bild von Gotthelf, welches die Autorinnen und Autoren zeichnen, ist sehr differenziert. Bei Julian Schütt beispielsweise ist er ein wütender Mann. «Doch Gotthelf gehört, wiederum wie Frisch und Meienberg, zu den Autoren, für die es ohne Wut keine Wahrheit gibt.» (S. 37) Bei E.Y. Meyer und Walter Muschg ist er ein Prophet. «Mit dem ihm eigenen Scharfblick sah dieser Mann schon früh, vielleicht als einer der Ersten, die Schattenseite der Aufklärung […] und er erkannte bereits die geistige Tragweite der Entwicklung sowohl des Liberalismus wie des Sozialismus, als deren jeweilige Endformen er einerseits die Anarchie in Form des unkontrollierten Raubrittertums des Kapitalismus und andererseits die Diktatur sowohl rechter

wie linker Prägung kommen sah.» (Meyer, S. 43) «Er sieht in seinem weltabgeschiedenen Pfarrhaus Europa in den Fortschrittsrausch hineintaumeln und ahnt ungeheure Katastrophen voraus.» (Muschg, S. 126) Bei Reinhard Straumann begegnet uns ein politisch stark engagierter Mensch, der aller Verachtung der Politik gegenüber zum Trotz von selbiger nicht lassen kann oder will. «In gewissem Sinne ist Gotthelf tatsächlich ein Politiker malgré lui.» (S. 52) Stefan Bieri porträtiert den Pfarrer Bitzius. «Mit der Theologie tat sich Gotthelf bereits als Student schwer. […] Albert Bitzius ist trotzdem Pfarrer geworden.» (S. 58) In Peter von Matts Beitrag erscheint Gotthelf als Chronist der menschlichen Boshaftigkeit und Analytiker «der Herzenskälte», der «subtil […] die Praxis gemeinsamer Niedertracht» beschrieben hat (S. 96). Brigitte Bachmann-Geiser beschreibt, was Gotthelf nicht gewesen sei: ein Musikliebhaber. Zusätzlich zu diesen Studien zur Person Gotthelfs wird dessen Werk auch immer wieder als Ausgangspunkt für Lese-, Seh- und Hörerlebnisse in den Blick genommen. Und das ist nur ein Teil des facettenreichen Lebens und Werks von Gotthelf, das es in Schütz' Buch zu entdecken gibt.

Durch diese differenzierte Form der Darstellung werden immer wieder auch interessante Gegensätze sichtbar. Während Meyer und Muschg Gotthelfs Hellsichtigkeit punkto zukünftiger Entwicklungen hervorheben, legt Straumann dar, dass er eben diese Hellsichtigkeit in zeitgenössischen Fragen vermissen liess. «Indem er die negativen Seiten des Radikalismus überhöht, verliert er jede Objektivität, welche ihn die dringende Notwendigkeit der radikalen Reformen hätte erkennen lassen können.» (S. 53f.) Und während Staumann Gotthelf als politischen Autor porträtiert, stellt Bieri dezidiert fest, es sei nicht etwa die Politik gewesen, die Gotthelf zum Schriftsteller gemacht hätte, sondern die Religion (S. 58).

Dass Gotthelf – wie eingangs dieser Rezension angedeutet – Anlass zu dauerhafter und umfangreicher Beschäftigung mit Person und Werk gibt, deutet darauf hin, dass sich sowohl die eine wie das andere als vielschichtig und komplex darstellen. Schütz' Buch wird dem gerecht. Man kann von diesem Buch sagen, was von Matt über Muschgs Gotthelf-Biografie aus dem Jahr 1931 schreibt: Es zwinge einen, «nachzudenken und Stellung zu nehmen» (S. 99). Obwohl mit gebührender historischer und persönlicher Distanz verfasst, erinnern die im Buch enthaltenen Texte in Sprache und Inhalt oft an Gotthelf. Sie sind zum Teil wortgewaltig (insbesondere Schütts ziemlich wilder Ritt durch Leben und Werk), aber auch scharf beobachtend und genau beschreibend. Das alles macht Schütz' Buch noch nicht zu einem Grundlagenwerk, zu dem es im Geleitwort erklärt wird, aber es macht es äusserst lesenswert und verleiht ihm die Qualität, aus der Masse herauszustechen. Das Buch ist im besten Sinne Werbung für Gotthelfs Werke und gleichzeitig ist es auch Warnung: «Von Gotthelf kehrt keiner ohne

Beulen nach Hause», sagt von Matt (S. 99) – nach der Lektüre von Schütz' Buch ist man bereit, das Risiko einzugehen.

Lukas Boser, Bern

Schweizerische Gesellschaft für Familienforschung (Hrsg.): Familienforschung Schweiz.
Jahrbuch 2012. Vol. 39. 288 S. ISSN 1424-5779.

Im Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Familienforschung (SGFF) werden Forschungsbeiträge zur Genealogie und Heraldik und zu verwandten Wissenschaften publiziert. Zwei Artikel mit Schwergewicht Kanton Bern verdienen es, hier gewürdigt zu werden.
Der Autor des Beitrags zur *Bevölkerungs- und Familiengeschichte von Brienz* (56 S.), Peter Wälti, ist ein ausgewiesener Kenner für Orts-, Bevölkerungs- und Familiengeschichte des östlichen Berner Oberlandes und legt mit der umfassenden Rekonstruktion über die Brienzer Familien eine minutiös recherchierte Dokumentation vor. Sachdienlich in der Einleitung sind die Erkenntnisse über die Darstellungsmöglichkeiten in der Familienforschung, die dazu notwendigen Dokumente und Grundlagen und die daraus abzuleitende Vorgehensweise. Im bevölkerungsgeschichtlichen Teil werden u. a. die Entwicklung und Zusammensetzung der dörflichen Gemeinschaft, die Familiengrösse und die Sterblichkeit umschrieben. Der familiengeschichtliche Teil befasst sich vorab mit der Entwicklung der Familiennamen und der im Berner Oberland noch heute üblichen Übernamen (Zunamen).

Die «Pièce de Résistance» bildet für den interessierten Leser die Beschreibung der Anfänge sämtlicher vor 1780 und auch heute noch in Brienz heimatberechtigten Burgerfamilien namens Abplanalp, Eggler, Fischer, Flück, Fuchs, Grossmann, Gusset, Huggler, Kehrli, Kienholz, Kuster, Linder, Mathyer, Michel, Müller, Schild, Schneiter, Stähli, Thomann, Thöni, Wyss und Zobrist. Für Heimwehbrienzer und alle an Ortsgeschichte und -geschichten Interessierte wurde diese Arbeit bereits im «Heimatbuch Brienz» integriert. (Ausgabe 2011, erhältlich bei der Einwohnergemeinde Brienz; das Buch ist eine wahre Fundgrube und bildet eine weitere Säule zur Brienzer Geschichte.)

Es gibt in der Schweiz Berufsdynastien, bei denen Familien während mehrerer Jahrhunderte denselben Beruf ausübten. Wir kennen Handwerkerdynastien, Wirtedynastien, Zirkusdynastien oder Hoteldynastien. Im Beitrag der Juristin Trudi Kohler, Präsidentin der SGFF, *Scharfrichter und Wasenmeister im alten Bern. Die Familien Hotz in Herzogenbuchsee, Bern und Burgdorf* (36 S.), wird von einer ganz besonderen

Dynastie erzählt, jener der Scharfrichter und Wasenmeister. Diese übten sogenannte unehrliche oder verschmähte Berufe aus und wurden deswegen von der Bevölkerung gemieden.

Angesichts der modernen Rechtspraxis, wo die meisten Strafen bedingt oder in Form von lapidaren Geldstrafen ausgesprochen werden, liest sich dieser Text als äusserst dunkles Kapitel des alten Bern. Die ausführliche Beschreibung der Todesarten lässt in der Tat keine Wünsche offen und entspricht dem obigen Titel voll und ganz. Mit konsequenter Liebe zum Detail wird der jetzt in Bann gezogene Leser mit den Erklärungen zu Enthauptung, Rädern, Hängen, Verbrennen, Ertränken, Sieden oder das Vierteilen mit vier Pferden, natürlich bei lebendigem Leibe, konfrontiert. Geradezu beklemmend, aber für die umfassende Recherche der Autorin sprechend, liest sich die sachkundige Erklärung zum angehenden Scharfrichter: Das Meisterstück bestand aus einer erfolgreich durchgeführten Enthauptung. Eines besseren belehrt wird man mit dem volkstümlichen Ausdruck des «Däumelns», der dem geneigten Leser mit dem Anlegen der Daumenschrauben erklärt wird. Der Tod wird in unserer Zivilisation in der Regel verdrängt. Die hier geschilderten, barbarischen Methoden und ihre Folgen gehören zum Glück in den meisten Ländern der Vergangenheit an.

Zugegeben, ein etwas heikler Stoff, der sich für abgebrühte Zeitgenossen, gewiss aber nicht als Bettlektüre für Zartbesaitete eignet.

Roger Cornioley, Meiringen

Zimmermann, Katharina: Der Amisbühl.
Oberhofen: Zytglogge Verlag 2012. 237 S. ISBN 978-3-7296-0841-2.

Die bekannte Berner Autorin Katharina Zimmermann spürt in der Erzählung *Der Amisbühl* ihren Vorfahren mütterlicherseits nach. Die Familienerinnerungen reichen weit zurück. Die Urgrossmutter, das Sundlauenen Änni, wuchs als Fischerstochter im kleinen Dörfchen am Thunersee auf. Von ihr und ihren Eltern ist im Buch eine Fotografie aus der zweiten Hälfte der 1850er-Jahre abgedruckt. Die Familie sitzt vor dem Fischerhaus, die Mutter am Spinnrad, der Vater bessert das Fischernetz aus. Die Tochter sitzt zu seinen Füssen und schaut direkt in die Kamera. Wenig später heiratete das Sundlauenen Änni den Lehrer auf dem Beatenberg.

Die Hauptpersonen der Familiensaga sind die Angehörigen der nächsten Generation. Im Zentrum stehen Bänz, der Sohn von Änni und ebenfalls Lehrer auf dem Beatenberg, und seine Frau Wilma, die Städterin aus Bern und Grosstochter des Turnvaters Johann Niggeler. Bewegend beschreibt Katharina Zimmermann die tiefe Liebe, welche Wilma und Bänz zueinander empfunden haben, und ihren gemeinsamen

Lebensweg. Nach der Heirat um 1900 bauten sie gemeinsam das niedergebrannte Restaurant Amisbühl zu einem Hotel aus, einerseits weil zu dieser Zeit der Lohn eines Landlehrers für den Unterhalt einer mehrköpfigen Familie nicht ausreichte, anderseits aber auch, weil Wilma, die an der Handelsschule gut ausgebildete Städterin mit Auslanderfahrung, sich nach einer Arbeit sehnte, die ihren Fähigkeiten entsprach.

Während Bänz weiterhin die Oberschüler unterrichtete, blühte das Hotel unter Leitung von Wilma auf. Zuerst war es nur in der Sommersaison geöffnet, kurz nach 1910 auch im Winter. Doch dann brach die Katastrophe des Ersten Weltkriegs über Europa herein. Die Gäste blieben schlagartig weg – und die Familie geriet in finanzielle Bedrängnis, mussten doch noch Kredite abbezahlt werden. Der Bruder von Wilma, Arzt auf dem Beatenberg, übernahm den Amisbühl, konnte ihn aber auch in der Zwischenkriegszeit nicht mehr zum wirtschaftlichen Erfolg zurückführen. Wilma beherbergte jeden Sommer im Lehrershaus zahlreiche Ferienkinder, um die noch übriggebliebenen Schulden zu tilgen.

In einfacher, aber nie simpler Sprache zeichnet Katharina Zimmermann das Leben der Familie nach, sie beschreibt die harte, nie enden wollende Arbeit in einer Zeit, in der die Löhne niedrig waren und die Hausarbeit noch nicht durch Maschinen erleichtert wurde. Sie beschreibt Krankheiten – Alkoholismus, Tuberkulose und Krebs, welche Mitglieder der Familie heimsuchten. Und sie beschreibt die Verbundenheit der Menschen untereinander, ihre Lebenskraft, die sie auch aus der Freude an der Schönheit der Natur und der Landschaft schöpften.

Der Einstieg in die Erzählung ist nicht ganz leicht, denn Katharina Zimmermann erzählt ihre Geschichte auf mehreren parallel laufenden Zeitebenen. Die Leserinnen und Leser müssen sich ein wenig in Berner Geschichte auskennen, mitdenken und sich immer wieder neu orientieren. Hilfreich sind die acht Postkarten und Fotografien in der Buchmitte, welche die wichtigsten Örtlichkeiten und Personen zeigen, sowie das Personenregister am Schluss. Vor allem aber lernt man auf den ersten zwanzig, dreissig Seiten der Erzählung die verschiedenen Familienmitglieder gut kennen, sie wachsen einem durch die liebevolle Erzählweise ans Herz – und geschickt gesetzte Spannungsbogen verhindern, dass man das Buch zu früh aus den Händen legt. Doch es ist in erster Linie die ruhige und unkomplizierte Sprache der Autorin, die das Lesen zum Genuss werden lässt.

Anna Bähler, Bern

Online

Das Herbarium des Felix Platter

1930 fand der Botanikprofessor Walther Rytz im Estrich des Botanischen Institutes der Universität Bern neun pergamentgebundene Folianten mit getrockneten und gepressten Pflanzen und Illustrationen: Das Herbarium von Felix Platter (1536–1614).

Felix Platter in Basel war nach Conrad Gesner einer der führenden Ärzte und Naturwissenschaftler seiner Zeit. Sein Vater Thomas, vom Hirtenjungen in Grächen zum Druckereibesitzer und Rektor der Lateinschule in Basel aufgestiegen, verfasste die berühmte «Lebensbeschreibung», die als eine der bedeutendsten Autobiografien des 16. Jahrhunderts gilt.

Felix Platter war leidenschaftlicher Sammler, besass ein bedeutendes Naturalienkabinett und interessierte sich besonders für Botanik. Er erlernte in Montpellier die damals neue Technik des Pressens und Konservierens zum Erstellen einer Pflanzen-Sammlung und begann 1552 mit seinem Herbarium. Platters Sammlung in Buchform umfasste ursprünglich 49 Folianten. Sieben Bände enthielten Abbildungen von Personen, Mineralien und Tieren, 24 Bände Holzschnitte von Pflanzen und 18 Bände bildeten das eigentliche Herbarium – meist Abbildung links und getrocknete Pflanze rechts, als Paar angeordnet. Die Illustrationen sind vorwiegend Holzschnitte für Kräuterbücher, teilweise aquarelliert, aber auch spektakuläre kolorierte Federzeichnungen von Meistern aus dem Raum Basel und insbesondere vom Strassburger Hans Weiditz (1495–1537).

Heute sind grosse Teile von Platters Sammlung verschollen. Das längst nicht mehr vollständige Naturalienkabinett befindet sich im Naturhistorischen Museum Basel. Von den Folianten sind zwei Bände und Einzelseiten in der Universitätsbibliothek Basel erhalten und kürzlich wurden zwei weitere, noch original gebundene Abbildungsbände mit Tierillustrationen in der Universitätsbibliothek Amsterdam entdeckt. Die heute in der Burgerbibliothek Bern aufbewahrten acht, von ehemals 18 Bänden mit gepressten Pflanzen, und der eine, von ursprünglich 24 Pflanzen-Abbildungsbänden, bilden den grössten erhaltenen Teil von Platters Nachlass in Buchform. Diese Sammlung ist eines der ältesten erhaltenen Herbarien der Welt und das älteste der Schweiz.

Lange im Besitz der Familie, wurde die Pflanzensammlung Mitte des 18. Jahrhunderts nach Zürich verkauft und 1806 gingen die neun heute noch vorhandenen Bände an den Berner Antiquar Anton Ochs über, der diese 1812 dem Pfarrer und Naturforscher Samuel Wyttenbach verkaufte. 1863 gelangte Wyttenbachs Herbar inklusiv Platters Bände an das neu gebaute Botanische Institut am Altenberg, wo diese auf dem Estrich bis zur Wiederentdeckung 1930 durch Walther Rytz lagen. Rytz arbeitete Geschichte und Inhalt der Bände auf und publizierte 1933 seine umfangreiche Erschliessung. Zuerst am Botanischen Institut in einem Tresor aufbewahrt, wurde das Platter-Herbarium zur

Ein Seitenpaar mit dem Grossen Zweiblatt (Listera ovata) aus dem Herbarium von Felix Platter. Auf der ersten Seite ist links eine aquarellierte Federzeichnung von Hans Weiditz (1529) eingeklebt, rechts daneben ein kolorierter Holzschnitt aus dem Kräuterbuch von Leonhart Fuchs (1542). Auf der zweiten Seite sind die getrockneten Pflanzen dazu, von Felix Platter überschrieben mit «Ophris», links zusätzlich mit «ex montibus», und rechts mit «Ex monte Pilati» (vom Pilatus) beschriftet. – *Burgerbibliothek Bern ES 70.2 (354) und (355).*

besseren Lagerung als Depositum 1984 an die damalige Stadt- und Universitätsbibliothek Bern (StUB), und dann 1994 an die Burgerbibliothek Bern übergeben. 2010 wurde eine Schenkung von der Universität Bern, Institut für Pflanzenwissenschaften (Prof. Markus Fischer), an die Burgerbibliothek Bern (Dr. Claudia Engler) vereinbart. 2011 erhielt der Fotograf Jürg Bernhardt (freier Fotograf, Bern) den Auftrag, Platters Bände vollständig digital zu fotografieren. Die Digitalisate wurden anschliessend vom Botaniker Luc Lienhard (Büro Natur&Geschichte, Biel) in einer Datenbank mit ihren Metadaten verknüpft und botanisch erschlossen. Parallel dazu wurden von Lea Dauwalder (Konservatorin-Restauratorin MA, Bern) im Rahmen einer Masterarbeit an der Hochschule der Künste Bern die Bände kodikologisch untersucht, der Zustand des Herbariums erfasst und ein Konservierungs- und Restaurierungskonzept erstellt. 2012 konnte der Bibliothekar und Informatiker Nicolas Bugnon (IDéeTic, Fribourg – www.ideetic.ch) den hier vorgestellten Internetauftritt (eigener Teil der BBB-Seite) realisieren und damit die aussergewöhnliche Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich machen.

Im Online-Platter-Herbarium, das jede Originalseite mit einem vergrösserbaren Foto dokumentiert, können Pflanzen nach deutschen und wissenschaftlichen Namen (zeitgenössische und heutige) gesucht werden. Zudem wurden sämtliche Abbildungen mit Herkunft, Künstler und Beschriftung erläutert, Seiten mit gleichen Arten miteinander verknüpft und zahlreiche direkte Links zu aktuellen Internet-Datenbanken mit Pflanzen oder Kräuterbüchern gesetzt. Das sehr gut erhaltene Platter-Herbarium ist auch ästhetisch ein Erlebnis und kann als botanischer, historischer und kunsthistorischer Schatz bezeichnet werden. Als besonderer Leckerbissen darf in den einzelnen Bänden des Herbariums auch einfach geblättert werden, natürlich virtuell, sodass das Original weitere Jahrhunderte erhalten bleiben sollte.

Luc Lienhard, Biel

link: http://www.burgerbib.ch/platter-herbarium/